.germ.
1947 ⁿ (1 Wickede

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . 5 fl — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

28242.
dpl

Joachim Slüter

oder

Die Einführung der Reformation in Mecklenburg.

Erster Band.

Otto Janke's

Deutsche Roman-Collection

Preis pro Band 20 Sgr.

enthält ferner folgende Werke, welche durch jede Buchhandlung zu beziehen sind:

A. von Auer, Fußtapfen im Sande. Roman. 4 Bände.
August Becker, Todt und Lebendig. Erzählung. 1 Band.
A. Brook, Das Schloß in den Ardennen. Roman. 3 Bde.
Bernd von Guseck, Im Herzen von Deutschland. Historische Erzählung. 2 Bände.
George Hesekiel, Zwei Königinnen und ein Simolin. Historische Erzählung. 1 Band.
Ludovica-Hesekiel, Eine brandenburgische Hofjungfer. Historischer Roman aus Joachim Nestor's Tagen. 3 Bände.
Wilhelmine von Hillern, geb. Birch, **Ein Arzt der Seele.** Roman. 4 Bände.
Anna Loehn, Der Geheimnißvolle. Erzählung. 1 Band.
A. Meißner, Die Sirene. Roman. 1 Band.
L. Mühlbach, Eine Welt des Glanzes. Ein Roman aus der Gegenwart. 3 Bände.
Franz von Nemmersdorf, Unter den Waffen. Roman. 3 Bände.
Georg Scheurlin, Der Scharfrichter von Rothenburg. Erzählung. 1 Band.
R. Schweichel, In den Preußischen Hinterwäldern: I. Der Axtschwinger. 1 Band.
Arthur Stahl, Die Tochter der Alhambra. Historischer Roman. 3 Bände.
Schmidt-Weißenfels, Der achtzehnte Brumaire. Historischer Roman. 1 Band.

Joachim Slüter

oder

Die Einführung der Reformation in Mecklenburg.

Hiſtoriſcher Roman

von

Julius von Wickede.

Erſter Band.

Landesbibliothek Schwerin

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Capitel.

Seemannsleben in Warnemünde im Jahre 1523.

Der jetzt so freundlich-behäbige Hafen- und Badeort Warnemünde, am Ausfluß der breiten Warnow in die Ostsee, zwei Meilen weit von der alten ansehnlichen Hansestadt Rostock gelegen, zeigte im Jahre 1523 noch einen recht wüsten und unwirthlichen Anblick. Nur um die bescheidene Kirche, deren niederer, plump aus gewaltigen Felsstücken erbauter Thurm, Jahrhunderte lang dem Brausen der heftigsten Stürme trotzend, sich bis in unsere Gegenwart erhielt, lagen einige Dutzend kleine, mit Schilf und Stroh gedeckte Hütten. Von Seeleuten und Fischern erbaut und bewohnt, verkündeten die an langen Stangen vor den Thüren zum Trocknen aufgehangenen Netze oder die

an das Land zum Ausbeſſern gezogenen, ſehr maſſiv gezimmerten Boote, ſchon äußerlich die Beſchäftigungen ihrer Inſaſſen. Wer hier in Warnemünde lebte, der mußte das Meer ſchon als ſeine wahre Heimath, das Feſtland hingegen nur als unbedeutende Nebenzugabe betrachten, denn gar wenig bot ihm Letzteres zum Lebensunterhalt für ſich und ſeine Familie. Der Kiel des behenden Bootes oder Kauffartheiſchiffes, das mit von friſcher Kühle geblähten Segeln die Wellen in raſcher Fahrt durchfurchte, mußte den Warnemündern den Pflug erſetzen, das Ruder war ihr Grabſcheit, das Meer allein das Feld ihrer Thätigkeit und nur zu oft auch ihr Grab, wie ſein gewaltiges Brauſen auch ſchon ihr erſtes Wiegenlied geſungen hatte. Oede und unfruchtbar war die ganze Gegend rings um den Ort, ſo weit das Auge nur reichte. Wo jetzt der Menſchen Fleiß den kargen Boden mit unendlicher Mühe allmählig in bebautes Land, was ſelbſt ziemlich ſtattliche Lindenbäume und hübſche Garten-Anlagen trägt, verwandelte, da lagen damals noch die weißen Dünenhügel. Durch keine Umzäunung oder Anpflanzung von Dünengewächſen gehindert, trieb der Stoßwind ſein neckiſches Spiel mit dem feinen

ſcharfen Flugſand. Oft thürmte er ſolchen zu mehr als haushohen Hügeln und Kuppen von mitunter ſeltſamen, phantaſtiſchen Formen auf, bis er dann im nächſten Augenblick wieder ſein eigenes Werk zerſtörend, den feinen Sand über alle Felder weit hinſtreute, ſo jegliche Cultur derſelben völlig verhindernd. Während am rechten Ufer der Warnow die dichten Waldungen der ſich meilenweit erſtreckenden „Roſtocker Haide“ den fernen Horizont umſäumten, war in und um Warnemünde herum kein Baum, ja kaum nur hie und da ein dürftiger Strauch, der des Windes Macht nur etwas gebrochen hätte, zu entdecken. Kein fröhlicher Vogelgeſang ließ ſich hier hören und nur das ewig heſere Angſt- oder Zorngeſchrei zahlloſer Fiſchmöven aller Gattungen, ab und zu mit den Rufen anderer Zug- oder Strandvögel untermiſcht, erfüllte die Luft. Freilich dem Auge gewährte eine ſolche, ſich oft hoch oben in dem klaren Aether und dann plötzlich wieder dicht über den dunkeln Wogen des Meeres, in den kühnſten Flügen umhertummelnde Mövenſchaar, einen ungemein hübſchen Anblick. Und nun gar wenn die Sonne die weißen zarten Federn und die mächtigen Flügeln dieſer zierlichen Thiere mit

ihren Strahlen färbte, ſo daß ihre ganze Geſtalt wie aus flüſſigem Silber geformt, erglänzte. Welch' loſes, neckiſches Spiel trieben dieſe Mövenſchaaren unausgeſetzt untereinander, mit welcher wirklich graziöſen Gewandtheit kreiſten die einzelnen Vögel, theils in muthwilligem Gehaſche, häufiger jedoch in heftigem Zank und Streit, um ſich aus neidiſcher Freßſucht die gefangene Beute eines Fiſches gegenſeitig wieder abzujagen, umher.

Waren dieſe Seevögel doch auch die einzig lebenden Thiere, die das Auge ringsumher erblicken konnte! Das trauliche Blöken der Kuhheerde, das Bähen der Schaafe, ja ſelbſt das Gackern der Haushühner, was doch ſonſt der Nähe auch des ärmſten Dörfleins einen gewiſſermaßen gemüthlichen Charakter verleiht; in Warnemünde fehlte dieſes Alles damals gänzlich. Kein Hausthier irgend einer Art, außer vielleicht hie und da ein Schwein, deſſen Nahrung dann faſt nur in Fiſchen beſtand, oder eine behende Hauskatze, hielt ſich die Warnemünder Familie jener Zeit. Wäre auch wirklich Nahrung für ſolche nützliche Geſchöpfe geweſen, ſo hätte doch Zeit wie Luſt zu deren Pflege und Wartung gefehlt. Die kräftigen Knaben, Jüng-

linge und Männer fuhren faſt das ganze Jahr hindurch als Matroſen auf den Handelsſchiffen in allen Meeren, welche die damalige Schifffahrt nur kannte, umher und weilten nur in den wenigen Monaten der rauhſten Winterszeit in ihrer Heimath. Die älteren Männer und Familienväter aber waren den größten Theil des Tages, ja ſelbſt oft mitunter in der Nacht in ihren Booten mit dem Fiſchfang auf dem Meere beſchäftigt, um das Verlangen der Bürgerſchaft in der hochanſehnlichen Stadt Roſtock nach friſchen Seefiſchen ſtets befriedigen zu können, während ihre Frauen und Töchter mit dem Transport des Fanges nach dem Markt und dem Verkauf daſelbſt oder auch mit dem Heraufſchaffen von feinem, ſilberglänzenden Seeſand, den die wirthlichen Roſtocker Hausfrauen ſo gerne zum Ausſtreuen der Stuben benutzten, ſo viel zu thun hatten, daß ſie nur erſt in ſpäter Nachmittagsſtunde in die eigene Häuslichkeit zurückkehren konnten. So wie am Morgen die Sonne kaum dem Meere entſtiegen war und ihre erſten Strahlen deſſen Fläche mit purpurnem Schimmer färbten, rüſteten ſich die Warnemünder Boote — und jedes Haus daſelbſt beſaß ein ſolches als unumgängliches Handwerksgeräth

zur Gewinnung des Lebensunterhaltes — zum Auslaufen. Ein Theil der kleinen Flotille nur mit ſtarken Männern bemannt, fuhr hinaus in die wogende See, um dort, oft in meilenweiter Entfernung vom Lande, dem Fiſchfang obzuliegen; ein anderer, deſſen Inſaſſen größtentheils nur Frauen waren, die aber mit nicht minder kräftiger und geſchickter Hand als die Männer die langen Schlagruder zu führen oder die Segel zu ſtellen wußten, nahm den Weg über den Breitling nach den fern am Horizont auftauchenden Thürmen von Roſtock, dort den Ertrag des letzten Fanges zu verwerthen. Während der Mittagsſtunden war oft Niemand im ganzen Flecken anweſend; kein einladendes Feuer brannte auf dem Heerde, öde und unbewohnt lagen die kleinen Hütten da, deren Thüren nur mit einem Holzriegel verwahrt waren. Erſt die ſpäteren Nachmittagsſtunden vereinigten Alle wieder und das Abendeſſen bildete die Hauptmahlzeit des Tages für die ganze Familie. Freilich war auch dieſes oft dürftig genug und Fiſche in allen Geſtalten, dann Buchweizengrütze, Haferbrei und ſchwarzes Roggenbrod bildeten faſt ſtets ihre ausſchließlichen Beſtandtheile. Den Kaffee, der jetzt bei allen Warnemünder

Mahlzeiten die Hauptsache ist, kannte die damalige Zeit noch nicht und Branntwein bei den Männern und mitunter ein Trunk Dünnbier bei den Weibern, mußte dessen Stelle vertreten. Und doch war es ein überaus kräftiges, wohlgebautes Geschlecht, sowohl an Männern wie auch Frauen, welches diese Hütten bewohnte. Die Seemannsarbeit gab Allen ein festes Ansehen und kühnes Auftreten, denn wer schwächlich an Körper und feige von Charakter war, taugte in jenen Tagen wahrlich nicht zum Seemann.

Konnte man doch schon am Flecken Warnemünde selbst sehen, wie ungenügend für den Schiffer damals, im Vergleich zu unserer Gegenwart, gesorgt wurde. Wo jetzt ein mächtiger Steindamm — im Sommer der beliebte Modespaziergang der zahlreichen Badegäste — die Sicherheit der Hafeneinfahrt vermehrt, lag früher eine ungeheure Sandbank und die Warnow selbst mußte sich an einer ganz anderen Stelle als gegenwärtig mühsam ihren Weg durch sumpfige Wiesen, die von Sanddünen eingefaßt waren, in das Meer bahnen. Ein niederes, starkes Holzgerüst, auf dessen Plattform an besonders dunkeln Abenden mitunter ein hellbrennendes Feuer aus Kienholzkloben ange-

zündet wurde, das seinen dunkelrothen Flammenschein nicht allzuweit auf die Fläche des Meeres warf, vertrat die Stelle des jetzigen Leuchtthurmes mit seinen meilenweit strahlenden Lampen. Wagte es doch auch damals nur äußerst selten ein Schiffer, sich in der Nachtzeit der Küste zu nähern und unternahm dies nur im höchsten Nothfall. Wie gering waren auch sonst die Hülfsmittel, die sich ihm bei allen Reisen boten! Abgesteckte, durch Baggermaschinen ausgetiefte und durch Pfähle bezeichnete Fahrwasser in den Mündungen der Häfen, kannte man in früheren Zeiten nicht im Allergeringsten, sondern man ließ hierin der Natur ihren freien Lauf, zu schaffen und zu zerstören wie sie es grade wollte. Die Unterstützungen trefflicher, bis auf das Kleinste genauer Seekarten, richtiger Chronometer, weitsehenden Ferngläser, mit eisernem Fleiß bearbeiteter astronomischer Karten und Berechnungen; kurz alle die vielfachen Erfindungen, welche unsere Gegenwart dem Seemann darbietet, um selbst in den fernsten Meeren leicht den kürzesten Weg finden zu können, fehlten dem Schiffer in jenen Jahrhunderten fast gänzlich. Keine erfahrenen, wohldisciplinirten, von einem gestrengen Lotsencommandeur be-

fehligten Seelotſen erleichterten die Einfahrt in die Häfen, keine Rettungsböte von kunſtvoller Conſtruction ſteuerten kühn durch die ſchäumende Brandung um den verzweifelnden Schiffbrüchigen auf dem ſchwankenden Wrack die heißerſehnte Hülfe zu bringen. Im Gegentheil ſogar, ein rohes Strandrecht, was alles Hab' und Gut der armen Schiffbrüchigen als verfallene Beute erklärte, herrſchte an allen Küſten und entmenſchte Strandbewohner plünderten in wüſter Habgierde oft die Armen, denen das Meer gnädig wenigſtens das Leben geſchenkt, wenn es auch ihre Schiffe zertrümmert hatte, bis auf das letzte Kleidigungsſtück aus. Gehörten die Fälle, daß abſichtlich täuſchende Feuer angezündet wurden, um die Fahrzeuge dadurch an gefährliche Stellen zu verlocken, ſie deſto leichter zum Stranden zu bringen und ſich dann des Strandgutes zu bemächtigen, doch gar nicht zu den Seltenheiten. Wie aber die Landſtraßen damals durch Raubritter auf ihren feſten Burgen und allerlei ſonſtiges zügelloſes Geſindel in den dichten Waldungen und den überall zerſtreuten Diebsherbergen arg gefährdet wurden, ſo daß Niemand es nur wagen durfte, die ſichere Stadt ohne

ein ſchützendes, bewaffnetes Geleit zu verlaſſen, ſo gehörte die Seeräuberei — eine in unſerem Jahrhundert, außer vielleicht in den chineſiſchen Gewäſſern, gar nicht mehr ſtattfindende Erſcheinung — zu den gewöhnlichſten Vorkommniſſen. Das Mittelmeer war durch die kühnen Corſaren der Barbaresken-Staaten, von denen einzelne Fahrzeuge ſelbſt durch den Biscayiſchen Meerbuſen bis in die Nordſee und bis nach Island herauf kreuzten, im höchſten Grade gefährdet, in den weſtindiſchen Meeren hauſten die wilden Buccaniers, deren Schnellſegler ſogar wiederholt die Gallionen der hispaniſchen Silberflotten anfielen und bezwangen, und auch die Schifffahrt auf unſerer Nord- und Oſtſee ward durch förmlich organiſirte Seeräuberbanden, von denen die ſogenannten „Vitalienbrüder“ ſich den bekannteſten Namen erworben, höchſt unſicher gemacht. Konnte deßhalb im Mittelalter auch das kleinſte Kauffartheiſchiff es nicht wagen ohne Wehr und Waffen in die See zu gehen. Schwere Enterbeile und wuchtige Hellebarden ſtanden immer ſcharf geſchliffen zum augenblicklichen Gebrauch bereit, in einem beſonderen Verſchlage am Maſte geordnet und ein kurzes ſcharfes Schwert am breiten Ledergurt

um den Leib getragen, gehörte zur nothwendigen Ausrüſtung jedes Matroſen, was er außer bei ſeinen Arbeiten, wo es hätte hinderlich ſein können, niemals ablegte. Vermochte ein Schiffer im Anfang des 16. Jahrhunderts, aber nur irgendwie die Koſten dazu zu erſchwingen, ſo ſchaffte er ſich gewiß ein Paar kleine Schiffsböller auf ſeinem Verdecke an, die dann nicht wie jetzt der Fall, nur bei freudigen und feſtlichen Gelegenheiten, ſondern häufig auch zur Nothwehr im ernſten blutigen Streit, ihre Donner ertönen ließen.

Allen dieſen und noch gar manchen andern Gefahren und Beſchwerden, welche unſere Gegenwart kaum dem Namen nach mehr kennt, mußte der Seemann des Mittelalters mit kühnem Muthe und feſter Stirn trotzen. Es iſt daher erklärlich, daß nur Männer von Kraft des Körpers und Kühnheit des Geiſtes, die ſo leicht vor nichts verzagten, ſich ſolchen Lebensberuf, bei dem Gefahren und Strapatzen faſt niemals aufhören ſollten, widmen konnten.

Freilich waren dafür in mancher Hinſicht die Anforderungen welche man an die Führer und Matroſen der Schiffe und die Schnelligkeit der Fahrten

machte, ungleich geringer als dies jetzt der Fall ist. Winterreisen gehörten im Mittelalter zu den allergrößten Seltenheiten, die nur im Nothfall gemacht wurden und vom Beginn des rauheren Herbstes bis zu den allmählig zunehmenden Tagen des Frühlings, lagen alle Kauffartheischiffe wenn irgend möglich, abgetackelt am sichern Pfahl im Hafen befestigt. Auch Schnellsegeln und waghalsiges Trotzbieten von Wind und Wetter, um nur möglichst schnell das Ziel der Reise zu erreichen — jetzt ein so gewöhnliches Vorkommniß — gehörten damals zu den allerseltensten Ereignissen. Kannten doch überhaupt unsere Vorfahren den Werth der Zeit lange nicht in gleich hohem Grade, als unsere Gegenwart dies thut und das Sprüchwort „daß Zeit Geld sei" ward im Mittelalter sicherlich nicht erfunden. Wenn ein deutscher Ostseeschiffer im Jahre zwei oder höchstens drei Fahrten nach Riga oder Gothenburg, nach Stockholm oder Drontheim oder nach einem englischen, französischen oder flandrischen Hafen unternahm, so war dies das Höchste was geleistet wurde. Die mangelnde theoretische Bildung und das Fehlen der vielen Hülfsmittel aller Art, welche die Wissenschaft jedem streb-

ſamen jungen Seemann jetzt gewährt, ward damals durch eine möglichſt große practiſche Erfahrung zu erſetzen geſucht. Die Schiffe mit ihrer ungleich ſeltener als jetzt wechſelnden Benennung, unternahmen faſt immer dieſelben Reiſen und beſuchten beinahe beſtändig Jahr ein, Jahr aus die gleichen Häfen. So gab es früher in allen deutſchen Hanſehäfen, beſtimmte Schoonenfahrer, Rigafahrer, Nordlandsfahrer, wie die nach Drontheim oder Archangel ſegelnden Schiffe genannt wurden, Hollandsfahrer u. ſ. w. und es gehörte zu den ſeltenſten Ausnahmsfällen, daß ein Schiffer mit ſeinem Fahrzeug eine andere Reiſe als nach der gewöhnlichen, ihm durch lange Gewohnheit genau bekannten Handels- und Hafenſtadt unternahm. Nur das junge Volk der Matroſen von Luſt nach Veränderungen und Abenteuer gelockt, ſchweifte oft weit in allen bekannten Meeren umher. Wer die Linie geſtört und in Aſien oder gar in dem erſt vor Kurzem entdeckten Amerika, deſſen größter Theil noch unbekannt blieb, geweſen war, der galt als eine außergewöhnliche Erſcheinung und ward überall mit einem gewiſſen Gefühl des Neides und Erſtaunens von ſeinen Kameraden ange-

ſehen. Solche Seeleute nannten ſich „Matroſen von der langen Fahrt" und pflegten gewöhnlich zur Unterſcheidung und Auszeichnung eine bunte, breite Schärpe von fremdem Seidenzeug zum ſonntäglichen Putz um den Leib zu ſchlingen. Der Knauf einer mächtigen Schiffspiſtole oder der ſilberbeſchlagene Griff eines fremdartigen Dolchmeſſers, glänzte faſt immer aus dieſer Schürze hervor. Solche Matroſen von der langen Fahrt waren gar häufig wilde, verwegene Geſellen, die in den Trinkſtuben und bei den Tanzfeſten unter ihren Genoſſen gern das große Wort führten und die eine blutige Rauferei lieber aufſuchten, als ſie grade ängſtlich vermieden. Ein ehrbarer, ſtiller Bürger ging ihnen daher gerne möglichſt weit aus dem Wege, wenn dies auch nicht ausſchloß, daß ſein hübſches, dralles Töchterlein verſtohlen den ſchlanken kräftigen Burſchen mit ihren klaren Augen recht lange nachzublinzeln ſuchte. Waren dieſe einzelnen, von der Tropenſonne braun gebrannten, weit gereiſten Seeleute, doch außergewöhnliche Erſcheinungen und ſolche haben zu allen Zeiten ſich eines beſonderen Wohlwollens in der Mädchenwelt zu erfreuen gehabt, wie

dies auch wahrscheinlich für alle zukünftigen Zeiten so bleiben wird.

Trotz dieser Langsamkeit und geringen Ausdehnung deutscher Seeschifffahrt im Mittelalter, war diese jedoch für alle unsere Küstenstädte von der höchsten Bedeutung. Der mächtige Hansabund, im Beginn des 16. Jahrhunderts freilich schon im Erlöschen seiner Macht, der mehr als einmal den nordischen Königreichen nicht allein den Krieg erklärt, sondern sie auch siegreich bezwungen hatte, verdankte der Seeschifffahrt den weit größten Theil seines Ansehens. Gar seine weit und breit mit Ehren genannten „wendischen Städte" Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald und Stettin hatten durch ihre zahlreiche, mit Kraft und Geschick getriebene Rhederei, den besten Theil ihres Wohlstandes erworben und ihre tüchtigen gut bemannten Schiffe erfreuten sich überall in der ganzen Ost- und Nordsee, hoch bis Drontheim und Archangel hinauf, eines besonders guten Rufes.

Mit den jetzigen schlanken und sich durch äußerste Eleganz aller ihrer Formen auszeichnenden, schnellsegelnden Klipperschiffen, konnten sich freilich die da-

maligen Kauffahrer weder an Größe noch Bauart nur im Mindeſten vergleichen laſſen. Sie waren möglichſt rund und bauchig und mehr zum Einnehmen großer Laſten als zum Schnellſegeln erbaut und dabei ſelten über 50—80 Laſt Tragfähigkeit groß, da die geringe Tiefe der Einfahrt in den meiſten Häfen keine größeren Fahrzeuge geſtattete. Aber feſt und durchweg vom beſten Eichenholz verfertigt waren dieſe Oſtſeeſchiffe der Hanſa und wo ſie hinkamen, konnten ſie ſich überall mit Ehren ſehen laſſen. Und wie das Schiff ſelbſt, ſo war auch deſſen Mannſchaft lauter kerniges, tüchtiges Seevolk von der Oſtſeeküſte, zwar wohl oft etwas rauh im Auftreten und nicht fein im Reden und Umgang, aber treu, zuverläſſig und unverzagt, mochte es ſich im wüthenden Sturm auf engem Fahrwaſſer oder beim Kampfe, Mann gegen Mann mit wilden Seeräubern zu bewähren haben. Litten die ſtrengen Satzungen der Hanſa es doch nicht, daß ſchlecht gebaute oder unzuverläſſig bemannte Schiffe unter ihrer Flagge fahren durften, damit deren Ruf nicht irgendwie dadurch gefährdet werden konnte. Und unter dieſem Hanſakreuz hatte der ſchwarze Greif im gelben Felde das Wappen der guten, alten Stadt

Roſtock von jeher wieder noch einen beſonders geachteten Namen. Mußte der Schiffer doch ein angeſeſſener Bürger Roſtock's ſein, und ſah ein geſtrenger Rath mit beſonderer Schärfe bei der Muſterung des Schiffsvolkes darauf, daß ſich kein verlaufenes Geſindel darunter befand, ſondern Alle entweder aus der Stadt ſelbſt, oder dem ihr zugehörigen Flecken Warnemünde oder ſonſt vom ſogenannten „Fiſchlande" ſtammten.

Beſonders viele Warnemünder, dieſe echten Abkömmlinge des nordfriſiſchen Volksſtammes, der ſich am Beginn des 13ten Jahrhunderts an einigen Theilen der deutſchen Oſtſeeküſte niedergelaſſen hatte, um hier Seeſchifffahrt und Fiſchfang zu betreiben, dienten vielfach auf dieſen Roſtocker Schiffen.

Auch an dieſem zwar windigen und rauhen, aber dabei doch ſonnenklaren Apriltag des Jahres 1523, konnte man ſo recht ſehen, wie eng alle Intereſſen der Bewohner von ganz Warnemünde mit der Roſtocker Seeſchifffahrt verwachſen waren. Unweit des alten, wohlbefeſtigten Thurmes, der nicht fern von der Mündung der Warnow in das Meer, zum Schutz — oft auch ſchon zur Beherrſchung des Hafens — erbauet und mit einigen Karthaunen und einer geringen Be-

ſatzung von einem Dutzend Söldnern verſehen war, lagen, an ſtarken Pfählen befeſtigt, zwei ſtattliche Kauffahrteiſchiffe, eben im Begriff ſo bald als thunlich in See zu gehen. Die gelbe Flagge mit dem ſchwarzen Greif unter der größeren weißen Flagge mit dem rothen Kreuz der Hanſa zeigte, daß ſie zur Stadt Roſtock gehörten. Nach Drontheim waren ſie beſtimmt zu ſegeln, dort goldene Weizenkörner von den geſegneten Fluren Mecklenburgs hinzubringen und gegen Thran, Häring, Stockfiſche und andere nordiſche Produkte wieder umzutauſchen. Gar mancherlei gab es noch vor dem Auslaufen in die See an Bord der Fahrzeuge zu ordnen und trotz des rauhen Windes hatten die kräftigen Matroſen ihre dicken Friesjacken abgeworfen, um ſo ungehinderter bei der angeſtrengten Arbeit zu ſein. Befehligten doch eifrige Schiffer beide Fahrzeuge, die genau aufpaßten, daß Alles bis auf das Kleinſte am Bord gut im Stande ſei, bevor ſie die Reiſe antraten. Beſondere Aſſekuranzgeſellſchaften, um Schiff und Ladung gegen Seegefahr zu verſichern, kannte jene Zeit noch nicht; es ging Alles auf eigene Gefahr des Befrachters und Rheders und da der Schiffer häufig einen mehr oder minder großen

Antheil an dem Fahrzeuge, welches er zu führen hatte, beſaß, ſo mußte er wohl darauf achten, wenn er nicht durch eigene Fahrläſſigkeit ſein Schiff und ſomit auch ſein Vermögen verlieren wollte. Beſonders der junge Schiffer, der den „Greif von Roſtock", ſo hieß die ſtattlichſte der beiden Galeaſſen, befehligte, ſchien von der eifrigſten Thätigkeit zu ſein und verſchmähte es ſelbſt nicht, häufig mit Hand anzulegen und den acht bis zehn ſtämmigen, verwetterten Matroſen, welche ſeine Mannſchaft bildeten, zu helfen. Hinrich Wulf, ſo hieß der junge Schiffer, der Sohn eines angeſehenen Kaufherrn an der Ecke der Altbettelmönchsſtraße und des Hopfenmarktes zu Roſtock, galt aber nicht allein für einen der luſtigſten und dabei kühnſten, ſondern zugleich auch tüchtigſten Seeleute, welche nur jemals aus dem Hafen der Warnow abfuhren und wo nur hanſiſches Schiffsvolk ſich in irgend einer Hafenſchenke verſammelte, da ward ſein Name gewiß mit Ehren genannt. Hatte ſeine nicht zu bändige Liebe für das Meer und Alles, was damit zuſammenhing, ihn doch auch gegen den Willen des geſtrengen Vaters, der ihn eigentlich für die Schreibſtube des Kaufmannshauſes beſtimmte, ein

Seemann werden lassen. In Amsterdam, wohin sein Vater ihn als Jungen geschickt, um die Handelsschaft desto gründlicher zu erlernen, war er heimlich davon gelaufen und hatte sich auf ein holländisches Schiff, welches nach Indien fuhr, als Schiffsjunge anwerben lassen. Mehrere Jahre war er im Vaterhause gänzlich verschollen gewesen, während er als Seemann auf den fernsten Meeren umherkreuzte, bis er plötzlich zur großen Freude der Seinen, als ein stattlicher Matrose von der langen Fahrt, wieder in der Vaterstadt erschien. Lange müßig zu sein lag aber nicht in seiner Art und als sein Vater, der sich nothgedrungen darin gefunden hatte, daß sein Sohn statt ein Kaufherr nun ein Schiffer wurde, ihm die Führerschaft eines ihm zugehörenden Schoonenfahrers anbot, schlug er auch dieses Anerbieten entschieden aus. Die Regelmäßigkeit der bestimmten Fahrten behagte seinem ungebundenen Sinn noch nicht und er suchte noch mehr wilde Abenteuer als er schon bestanden. Der Bund der Hansa hatte grade mehrere harte Kämpfe mit dem Uebermuthe der dänischen Könige zu bestehen und konnte muthige Männer schon gebrauchen. So nahm Hinrich Wolf denn Dienste auf

einem bewaffneten Lübecker Schiff und zeichnete ſich bei mehreren Gelegenheiten in den Kämpfen gegen den grauſamen und harten König Chriſtian II. von Dänemark dieſem unverſöhnlichen Feind der Hanſa nicht wenig aus. Im vorigen Herbſte erſt war er wieder nach Roſtock heimgekehrt und hatte nun endlich den Bitten ſeiner Familie nachgebend, ſich dazu verſtanden, die Führung eines Nordlandsfahrer zu übernehmen. Mußte der alte geſtrenge Kaufherr Niclas Wulf nun auch gegen Wunſch und Willen den Sohn als Schiffer ſehen, ſo ſetzte er doch ſeinen Stolz darin, ihm jetzt wenigſtens ein Fahrzeug zu geben, ſo ſtattlich wie nur je eines auf den allberühmten Roſtocker Schiffswerften vom Stapel gelaufen war. Hans Willghos der angeſehenſte der vielbeſchäftigten Schiffszimmermeiſter, hatte den „Greif von Roſtock" für das beſte Fahrzeug erklärt, welches jemals von ihm aus kernigem mecklenburgiſchen Eichenholz und zähem ſchwediſchen Eiſen erbaut worden ſei. Jetzt ſollte das Schiff ſeine erſte Fahrt antreten und da die Sitten jener Zeit, ſo einfach ſie auch ſonſt waren, doch bei beſonderen Gelegenheiten auch außergewöhnliche Feſtlichkeiten liebten, ſo fanden dieſe in

ſehr ausgedehnter Weiſe dabei ſtatt. Die zahlreiche Sippſchaft der wohlangeſehenen Wulf'ſchen Familie war am frühen Morgen noch im Roſtocker Hafen zu einem feſtlichen Imbiß am Bord des abſegelnden Schiffes eingeladen. Von dem ſtattlichen Wohnhauſe des Niclas Wulf hatte ſich der lange Feſtzug über den Hopfenmarkt und die Breite- und Schickmannsſtraße nach dem Strande begeben. Voran die blaſenden Zinkeniſten des Stadtpfeifers, die auf ihren Inſtrumenten einen ſo gewaltigen Lärm machten, daß es weit durch alle Straßen ſcholl und die Zahl der Zuſchauer, die aus Neugierde oder Theilnahme dem langen Zuge folgten, immer mehr anſchwoll. Viele Häuſer angeſehener Kaufherrn, Schiffer oder ſonſt wohlhäbiger Handwerker, die irgend wie mit dem Wulf'ſchen Geſchlechte in Verbindung ſtanden, in den Straßen, durch welche der Zug ging, ließen dem Tage zu Ehren ihre Feſtflaggen mit dem großen ſchwarzen Greif im gelben Felde, vom Giebel herabwehen. Beſonders aber am Hafen ſelbſt herrſchte das regſte Leben, denn alle Schiffe die dort lagen, entfalteten ebenfalls ihre bunten Flaggen ſo viele ſie davon beſaßen, während die Mannſchaft den Zug mit lautem

Hurrah bewillkommte. Hatte der reiche Niclas Wulf an dieſem Feiertage doch ein hundert Mark Lübiſch an die Schiffskaſſe geſpendet, damit ſeinem heute abſegelnden Sohn ein tüchtiger Vatertrunk noch getrunken wurde. Gleich vor dem Schnickmannsthore am Strande lagen einige große Tonnen mit dem jener Zeit weit und breit berühmten ſtarken Roſtocker Doppelbier, und zwei ſtämmige Brauerknechte machten die Schenker und füllten allen Seeleuten, welche einen Trunk ſich ausbaten, die großen hölzernen Schleifkannen ſo voll, daß der weiße Schaum oft hoch über den Rand ſtand. Solch' gutes Bier erfriſchte ſchon die Kehlen und machte die Bruſt frei und ſo konnte es nicht ausbleiben, daß die luſtigen Seeleute ihre lauten Rufe: „Hoch, hoch der wohlanſehnliche Kaufherr Niclas Wulf" oder häufiger noch: „Hoch, hurrah, hoch der junge Schiffer Hinrich Wulf, möge er den „Greif von Roſtock" ſeinem Hauſe zum Nutzen und unſerer Stadt zu Ehren noch recht lange Jahre glücklich führen" ſo laut ſchrieen, das es längs des langgedehnten Strandes bis weit hinter das Koßfelderthor erſcholl. Und nun gar die Jungens, die ebenfalls ihr Bier erhalten und an denen gelbe

Weitzenſemmel im Menge vertheilt wurden, was machten die für einen Lärm und trieben für Poſſenſpiel und kletterten hoch in die Maſten der im Hafen ankernden Fahrzeuge, um zu zeigen, daß ſie ſchon jetzt in allen dieſen waghalſigen Kletterkunſtſtücken, wie ſolche der Seemann für ſeinen Beruf bedarf, wohlgeübt waren.

Am Ufer der Warnow ſelbſt, die freilich damals noch nicht wie jetzt der Fall iſt, ein feſter Qaui einfaßte, war ein großes Zelt aufgeſchlagen, um den letzten Trunk am Feſtlande einzunehmen. Der Hafenmeiſter, ein alter verwetterter Seemann, der ſein jetzt mit mächtigem Pechflaſter bedecktes fehlendes linkes Auge im Kampfe gegen wilde Seeräuber eingebüßt hatte, der Schiffszimmermeiſter, der die Galleaſſe erbaut, der Segelmacher der ſie mit Segel und Takelwerk ausgerüſtet und noch ein halbes Dutzend wohlangeſehener Handwerksmeiſter verſchiedener Zünfte, die ſonſt zu ihrer Erbauung und Ausrüſtung mit beigetragen hatten, nebſt einem Dutzend älterer Schiffer und Steuermänner von den im Hafen liegenden Schiffen, bildeten hier die Gäſte. Die damalige Zeit liebte das Trinken ſtarker Getränke in einer Weiſe

wie unſere jetzige Generation dies kaum annährend mehr kennt und ſo kreiſten denn in dieſem Zelte die Silberhumpen mit warmen Würzereien gar ſchnell herum und mußten von dem alten bewährten Hausdiener des Wulffſchen Hauſes, der hier den Kellermeiſter machte, recht häufig wieder gefüllt werden, da ſie ſtets bis zur Nagelprobe geleert wieder zu ihm zurückkehrten. Selbſt die hübſchen Jungfern und ehrbaren Hausfrauen unter den Gäſten, nippten von dem warmen würzigen Wein, der von den ſcharf geröſteten Brodſchnitten und den Muscatnelken, die auf ihm herumſchwammen, ſo aromatiſch duftete, nicht wenig, ſo daß bald ihre Wangen noch röther glühten und ihre Augen noch heller blitzten wie ſonſt ſchon der Fall. War der Aprilmorgen doch noch kühl und ſollte die Fahrt auf dem Schiffe doch eine gute Strecke bis Warnemünde mitgemacht werden und ſo war ein inneres Erwärmungsmittel ſchon angebracht.

Eine Anzahl feſtlich geſchmückter Böte nahm endlich an dem langen Holzſteg der vor dem Schnickmannsthor in die Warnow führte, die ganze frohe Geſellſchaft auf, um ſie an Bord des „Greif von Roſtock" zu bringen. Das Schiff mit allen mögli-

lichen Flaggen und grünen Tannenbüſchen hübſch verziert, am Ehrenplatz die weiße Flagge mit dem rothen Kreuz des Hanſabundes, dieſem geachtetſten Zeichen, welches die Schifffahrt damals nur kannte, hatte ſich ſchon auf der Mitte des breiten mächtigen Stromes, der jetzigen „Fähre gegenüber," gelegt. Auf dem Hinterdeck ſtand der junge Schiffer Hinrich Wulf und wie ſein Auge die abſtoßenden Bööte mit den ube lnden Gäſten erkannte, donnerten auf ſeinen Handwink die zwei Karthaunen auf dem Verdeck ſeines Fahrzeuges, zum Ehrenſalut und fuhren damit fort bis die Böte an deſſen Seite anlegten und die Gäſte die breite Treppe beſtiegen hatten, die zur Kajüte führte.

Nach dem frommen Sinn jener Zeit durfte der Segen der Kirche jeder wichtigen Handlung niemals fehlen, und ſo war denn auch auf dem Verdeck des „Greifs von Roſtock" ein Altar aufgeſchlagen und auf das Beſte ausgeſchmückt worden. Der Pater Rothſtein aus dem Dominikaner-Kloſter zu St. Johannis, der Beichtvater und Hausfreund der ganzen Wulf'ſchen Familie, hielt hier die heilige Meſſe ab und ertheilte den Segen der Kirche für das Schiff und deſſen

Führer. Der Pater, damals noch zu den beliebteſten Kanzelrednern Roſtocks gehörend, der beſonders unter den angeſehenen Geſchlechtern viele eifrige Verehrer zählte, war ein ſtrenger Vertheidiger der Rechte der römiſch-katholiſchen Kirche und verſtand es, ſchon mit heftigen Worten ein drohendes Strafgericht über alle Ketzer und Zweifelhaften im Glauben zu halten. So war denn auch ſeine jetzige Rede zur Einweihung des neuen Fahrzeuges nicht frei von Vorwürfen über den Unglauben, der ſich leider unter ſo vielen jungen Seeleuten immer mehr zu verbreiten anfing und er ſchwor den Zorn des Himmels auf Alle herab, welche es nur wagten, den mindeſten Zweifel an den Satzungen der hohen römiſchen Kirche, wie ſolche der heilige Vater in Rom durch den Mund ſeiner Prieſter verkünden ließe, zu hegen. Schloß er ſeine donnernde Rede doch damit, daß es beſſer wäre, dieſes ſtattliche neue Schiff ruhe auf dem Grunde des Meeres, wo ſolches am Tiefſten ſei, und deſſen Mannſchaft fände ihr Grab im Bauche der Fiſche, als daß jemals Ketzerei, Zweifel und Unglauben an den Lehren, die aus Rom verkündet würden, an deſſen Bord herrſchen möge! Gar lautes Schluchzen der Frauen ertönte bei dieſen Straf,

und Drohworten des glaubenseifrigen Paters, und die Tücher aus den reichgeſtickten, an hellglänzenden Stahlketten hängenden Gürteltaſchen, fuhren gar oft an die Augen, um die Thränen zu trocknen. Hätte der Redner aber die theils unwilligen, theils ſpöttiſch blickenden Geſichter der meiſten Seeleute unter den anweſenden Gäſten beobachtet, ſo würde er bemerkt haben, daß ſeine allzu eifrige und ſtrenge Rede gerade dadurch ihren beabſichtigten Zweck vielfach verfehlte. Beſonders das hübſche, männliche Antlitz des jungen Hinrich Wulf ſelbſt, nahm bei einigen ſehr zürnenden Worten des Paters Rothſtein ſogar einen trotzigen, ja faſt böſen Ausdruck an, und die Blicke, die er Letzterem zuwarf, ſchienen nichts weniger als freundlich zu ſein.

Es war ein Glück, daß ſogleich nach Beendigung der Meſſe der „Greif von Roſtock" von dem Pfahle, an dem er bisher feſtlag, gelöſt wurde und die Fahrt begann, ſo daß Hinrich Wulf durch ſeine Pflichten als Schiffer zu ſehr in Anſpruch genommen wurde, ſonſt dürfte leicht noch ein heftiger Wortwechſel zwiſchen ihm und dem Pater erfolgt ſein. Ein innerer tiefgehender Zwieſpalt entſtand aber von dieſer Stunde an zwi-

ſchen beiden Männern und als Freunde ſchieden ſie dabei nicht von einander.

Da der Wind noch nicht günſtig war, ſo wurde die Galeaſſe durch ein halbes Dutzend Böte, die alle mit kräftigen Ruderern beſetzt waren, bis hinter Bramow, eine halbe Meile von der Stadt, am Schlepptau gezogen. Bis ſo lange blieben auch die Gäſte noch an Bord und der feurige alte Rheinwein, aus dem beſten Mutterfaß des gut gefüllten Wulf'ſchen Kellers, der in mächtigen Humpen kredenzt wurde, vereint mit den Klängen der Geſellen des Roſtocker Stadtpfeifers, die in einem Boote ſitzend, ihre munteren Weiſen über die breite, in hellem Sonnenſchein glitzernde und blitzernde Fläche der Warnow ertönen ließen, verfehlten nicht, die frühere heitere Stimmung Aller bald wieder hervorzurufen. Daß der ſonſt ſo glaubenseifrige, fanatiſche Pater Rothſtein ein Liebhaber eines guten Trunkes ſei und ſeinen ſilbernen Pokal gar wiederholt leerte, konnte man auch heute bei dieſer Fahrt wieder bemerken.

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo das Schiff vollen Wind hatte und alle Segel beiſetzen konnte und ſomit die Gäſte deſſen Bord verlaſſen und ſich

in den Böten wieder nach der Stadt zurückrudern laſſen mußten, wenn ſie nicht die Fahrt bis nach Warnemünde mitmachen wollten. Noch ein kräftiger Händedruck Aller an Hinrich Wulf und manch herzlich gemeinter Abſchiedswunſch für die glückliche Reiſe nach dem fernen Norden, dann entfaltete das Schiff bald die vollen Segel und gleich einem rieſigen Schwan ſetzte es ſeine Fahrt mit raſcher Strömung fort, während die Böte nach der Stadt zurückruderten.

Der Aufenthalt in Warnemünde, wo noch Einiges an der Ladung geordnet werden mußte, ſchien dem jungen Schiffer gar nicht ſo unwillkommen zu ſein, als man ſonſt bei ſeiner Ungeduld, bald in See zu kommen, eigentlich hätte erwarten ſollen. Mußte er doch ſehnſüchtig hier noch auf einen Beſuch am Bord ſeines Schiffes harren, denn er ſah außergewöhnlich oft mit ſpähenden Blicken auf die blau-grüne Fläche des Meeres hin, um unter der Menge der dort kreuzenden Fiſcherböte ein beſtimmtes zu erkennen. So war es vielleicht auch kein bloßer Zufall, daß er ſeinen feſttäglichen Anzug, den er dem Beſuch der vornehmen Gäſte im Roſtocker Hafen zu Ehren angelegt hatte, noch immer nicht mit der gewöhnlichen Kleidung eines

Schiffers auf der See vertauſchte. Freilich, gar ſchmuck ſah der junge wohlgebaute Schiffsführer, der wohl 6 Fuß maß, mit dem offenen, ehrlichen, an der Sonne gebräunten Geſicht auch jetzt aus, und es war nicht zu verwundern, daß in ſeiner Vaterſtadt manche hübſche Jungfer aus angeſehenem Geſchlechte ihm mit beſonderem Wohlgefallen nachgeblinzelt hatte. Ein Wamms aus feinem niederländiſchen blauen Tuch umſchloß eng den Oberkörper und ließ deſſen kräftige Formen recht merklich hervortreten. Die Aermel waren mit kunſtvollen Schlitzen verſehen, aus denen die weiße feine Leinewand des Hemdes hoch hervorbauſchte, während ein breiter weißer Halskragen von zierlicher Arbeit den offenen Hals umſchloß. Kurze weite Pluderhoſen, zu deren Anfertigung der Schneider manche Elle feines blaues Tuch verbraucht hatte, in ſo viele Falten lagen ſie, reichten bis zum Knie, während ſie um den Hüften an einem breiten, koſtbar gewirkten Shawl, den Hinrich Wulf ſelbſt aus Indien mitgebracht hatte, feſtgehalten wurden. Der kunſtvoll mit Silber ausgelegte Knauf einer langen Piſtole mit mächtigem Radſchloß blitzte aus dieſem Shawl hervor. Die ſtämmigen Waden ſtaken in blauen mit bunter

Wolle am Zwickel ausgenähten Strümpfen, während breite Schuhe mit hellfunkelnden Silberschnallen den Fuß bekleideten. Das nach den Sitten jener Zeit lang bis auf den Nacken darniederhängende hellblonde Haar war jetzt im Hafen zierlich gestrählt und in der Mitte gescheitelt, mochte sonst freilich auf der See, wenn der Sturmwind da hineinfuhr, oft wild genug das Gesicht umflattern. Langes ungeschorenes Haar war damals an der Ostseeküste das Ehrenvorrecht aller freien, nicht hörigen Männer, und so trugen es auch stets sämmtliche Matrosen auf den Schiffen, hatten es aber, damit es sie bei der Arbeit nicht hinderte, gewöhnlich mit einem schmalen Lederband festgebunden. Der breite Hut von feinem Filz war an der einen Seite mit der Krempe aufgeschlagen und mit einer kleinen silbernen Agraffe, einen Schiffsanker vorstellend, und zwei Bandschleifen mit den schwarz-gelben Rostocker und den roth-weißen hanseatischen Farben geschmückt. An einem breiten, mit silbernem Buckel reich verzierten Ledergurt über der Schulter hing ein kurzes breites Enterschwert, dessen kunstvoll gearbeiteter Handkorb schon manche tiefe Einhiebe, als Spuren tüchtiger, schon damit bestandener Kämpfe, zeigte.

Schon manches einſegelnde Warnemünder Fiſcherboot war in raſcher Fahrt an dem „Greif von Roſtock" vorbei geſchoſſen, aber das rechte, von dem jungen Führer ſo ſehnlichſt erwartete, ſchien noch immer nicht gekommen zu ſein. Ward dieſer zuletzt doch immer ungeduldiger, ja, ließ es ſich ſogar nicht verdrießen, trotz ſeines geputzten Anzuges, mit ſeemänniſcher Gewandtheit in die Strickleiter bis zum Maſtkorbe emporzuſteigen, um von deſſen Höhe einen weiteren Umblick zu erreichen. Seine Beſtrebungen ſollten nun auch belohnt werden, denn bald ſchien er in einem kleinen Boote, was in ſchneller Fahrt der Strommündung zueilte, das Ziel ſeiner Wünſche gefunden zu haben. Die untergehende Sonne hatte ſchon des Meeres weite Fläche mit purpurnem Glanze übergoſſen und ihre letzten Strahlen fielen auf die weißen Segel dieſes kleinen Bootes, daß ſolche, wie aus goldenen Fäden gewoben, weit ſchimmernd erglänzten. Auch das junge Mädchen, welches vorne im Boote aufrecht ſtand, ſich mit der einen Hand nachläſſig auf dem hochaufgewundenen Haufen der Fiſchernetze ſtützend, ward jetzt in gar roſiger Färbung beleuchtet und es ſchien faſt, als ſei ſelbſt die Natur

beſtrebt, ihren Anblick noch möglichſt zu verſchönern. Es war auch wirklich eine auffallend edle Geſtalt und ſelbſt der kurze weite faltige Rock vom gröbſten dunkelblauen Fries und die runde, vorne offene Jacke von gleichem Stoff, die ihren Anzug bildeten, konnten die Anmuth der Formen nicht verhüllen. Auch das jetzt in ſo glänzenden Farben ſchimmernde Geſicht war von ungemein edler Bildung, während reiche blonde Haare, von der Arbeit gelöſt, in dichten Flechten ihr bis weit über die Schulter darniederhingen. Schien es doch wirklich, als ſei ein gewiſſer poetiſcher Hauch über dem Ganzen ausgegoſſen, ſo hübſch war das Bild dieſes, von der Abendgluth gefärbten, die weißſchäumigen Wellen der Küſtenbrandung jetzt ſchnell durchfurchenden kleinen Fiſcherbootes mit dem ſchlank gewachſenen jungen Mädchen auf ſeiner Spitze. Von der geſchickten Hand des alten grauhaarigen Fiſchers, der hinten am Steuerruder ſaß, gewandt geleitet, flog das Fahrzeug haarſcharf an dem Bug des „Greifs von Roſtock" vorbei, während das Mädchen vorne mit großer Behendigkeit auf die Ruderbank ſprang, um in geübter Schnelligkeit die Segel zu löſen und

dann abzunehmen, so daß die Landung genau an dem bestimmten Anlegeplatze stattfinden konnte.

Wie rasch war jetzt auch der Schiffer Hinrich Wulf aus dem Mastkorb wieder herabgeklettert und eilte vom Bord seines Schiffes nach der Anlegestelle des Bootes. Kam er doch gerade noch zur rechten Zeit, als die junge Warnemünderin soeben das Land betrat und dann mit Hülfe der hinzugeeilten Mutter, ebenfalls einer gar stattlichen Frau, den Alten, der am Ruder gesessen, sorgsam das etwas steile Ufer hinaufgeleitete. So überaus kräftig der ganze Oberkörper des alten Wegner, so hieß dieser Fischer, auch noch war und mit so starken Armen er stundenlang die schwersten Ruder zu führen vermochte, so konnte man doch jetzt bemerken, daß beide Füße von der Mitte der Schenkel ab ihm fehlten und durch kleine angeschnallte Holzstumpfen ersetzt waren. Dadurch hatte er kaum eine Höhe von 3½ Fuß und konnte auch allein ohne fremde Hülfe sich nicht von der Stelle bewegen. In der blutigen Seeschlacht bei Bornholm im Jahre 1511, als die hansischen Schiffe die ganze dänische Kriegsflotte unter dem wilden eroberungslustigen König Johann total besiegten, hatte Wegner,

damals noch ein rüſtiger Steuermann auf einem Roſtocker bewaffneten Schiffe, ſeine beiden Füße verloren. Die Anfertigung künſtlicher Glieder, die in unſerer Gegenwart ſo weit gediehen iſt, kannte die damalige Zeit noch nicht und ſo mußte der Verſtümmelte ſich mit dieſen beiden Holzſtummeln begnügen. Sonſt freilich war er noch immer der beſte Seemann in ganz Warnemünde, und galt es, beim ſchwerſten Sturme ein Schiff in den Hafen zu bringen, ſo war er ſicherlich der Erſte, der ſich in das Boot heben ließ, um dies Werk der Rettung zu verſuchen. Er war überhaupt ein Mann, dem ein gar muthiges kühnes Herz in der Bruſt ſchlug und der, wo es galt fremde Noth zu lindern, alsbald keinen Augenblick mit thatkräftiger Hülfe zauderte. Der lange weißgraue Bart, der ihm bis weit über die offene, von Wind und Wetter geröthete Bruſt herniederhing, und die feurigen Augen unter den dichten weißen Augenbrauen gaben ihm dabei ein ehrfurchtgebietendes Anſehen, was freilich durch die arge Verunſtaltung ſeiner Füße wieder ſehr beeinträchtigt wurde.

Der Fang, den der alte Wegener mit Hülfe ſeiner Tochter Gundula an dem heutigen Tage in der See

gemacht hatte, ſchien nicht allzu reichlich zu ſein und die Zahl der in den Netzen ſchwimmenden Fiſche war nicht ſehr groß. Mochte dies nun der Grund der üblen Laune der Frau Wegner ſein oder fürchtete ſie, daß das ſchnelle Herbeieilen des jungen Schiffers Grund zu boshaften Klatſchereien unter den überall am Ufer mit dem Auslöſen des Fanges aus den Netzen beſchäftigten Weibern aus dem ganzen Orte geben konnte, kurz, ſie empfing ſeinen freundlichen Gruß nur äußerſt kurz, ja ſelbſt unfreundlich. Die tiefe Röthe aber, welche das Geſicht der Tochter jetzt überzog, bewies, daß dieſer die Ankunft des Schiffers nicht gleichgültig ſein könne.

„Steht dem Schiffer vielleicht etwas bei uns zu Begehr, daß er es ſo eilig hat, herzulaufen, als wenn der Vogt die neuen Steuern eintreiben will?“ frug die Alte in der eigenthümlichen Warnemünder Mundart, die ſich damals noch weit mehr als jetzt von dem Roſtocker Plattdeutſch unterſchied, ſehr ſpöttiſch den Schiffer.

„Wollt mich nur nach dem heutigen Fange erkundigen und fragen, ob ich ein halbes Dutzend fette Dorſche von Euch bekommen könnte, um zu Abend

noch ein gutes Nachteſſen in der Kajüte meines Schiffes zu halten, bevor ich mit anbrechendem Tage dann in See gehe," antwortete Hinrich Wulf, ſichtbar über den kurzen Empfang der Frau Wegner verlegen.

„So, alſo Dorſche will der Schiffer in eigener Perſon von einer armen Warnemünder Fiſcherfrau einkaufen? Mir däucht, das wäre doch eher ein Geſchäft für den Schiffsjungen geweſen, als für den Herrn Hinrich Wulf, den Sohn des reichen, ſtolzen Kaufherrn in der Stadt, der nicht leiden will, daß unſereins auch nur einen Schritt in ſeine Schreibſtube ſetzen darf, da er behauptet, wir Fiſcherfrauen alle ſtänken zu ſehr nach Fiſchen," erwiderte das Weib, und die Erinnerung einer Beſchimpfung, die ſie von dem alten übermüthigen Handelsherrn unlängſt erhalten haben mußte, flammte zornig bei ihr wieder auf. „Kann Euch nicht mit Dorſchen dienen, denn die wenigen, welche heute gefangen ſind, wurden ſchon längſt von meinen beſten Kunden in Roſtock, den hochehrwürdigen Patern im St. Johanniskloſter, zum heiligen Oſterfeſte beſtellt," fügte ſie noch ſchnippiſch hinzu.

„Was das Weib da für dummes Zeug ſchnackt!

Kehrt Euch nicht daran, Schiffer Hinrich Wulf; für einen Seemann wie Ihr ſind immer Fiſche da, ſo lange der alte Claus Wegner noch eine Floſſe fängt," rief jetzt aber plötzlich der Alte, der auf einem umgeſtürzten Boot in der Nähe ſitzend, dieſe ganze Unterhaltung mit anhörte. „Da friſch, Gundel, ſuche ein halbes Dutzend der beſten Dorſche für den Schiffer aus," wandte er ſich nun, ohne auf ſein noch heftig brummendes Weib weiter zu achten, an die emſig mit dem Sortiren des Fanges beſchäftigte Tochter. Wie geſchwinde war die hübſche, muntere Gundel jetzt bereit, des Vaters Gebot zu erfüllen und die beſten Fiſche des ganzen Fanges wurden gewiß von ihr für den Schiffer bereit gelegt.

War es doch ſchon eine alte Liebe, die Beide für einander hegten, da Hinrich Wulf, der vor einiger Zeit einſt beim Herunterfallen aus dem Maſt ſich den Fuß gar arg in Warnemünde beſchädigte, dort einige Wochen auf dem Krankenlager liegen bleiben mußte und ſo die Gundula Wegner häufig geſehen hatte. Ein offenes Geſtändniß war freilich von keiner Seite ſchon erfolgt und es ſchien faſt, als ob die Zungen bisher ſich ſcheuten, frei auszuſprechen, was die Augen,

dieſe Offenbarer der innerſten und heiligſten Gefühle des Herzens, doch ſchon längſt gegenſeitigſt verkündet hatten. Und doch, wie die Verhältniſſe nun einmal waren, ſchien dieſe Liebe ja auch nimmermehr zu einem erwünſchten Ziele führen zu können. Die ſtrenge Aufrechthaltung von Rang und Anſehen und der Unterſchied der Stände war im Mittelalter ungleich ſtrenger, als unſere Gegenwart mit ihren allmählig Alles nivellirenden Beſtrebungen dies noch kennt. So war denn auch die Kluft, die zwiſchen Hinrich Wulf, dem Sohne eines der angeſehenſten Roſtocker Handelsherrn, dem Sprößling eines weitverzweigten Patriziergeſchlechts, was ſtets in den erſten Ehrenämtern der Stadt vertreten war, und Gundula Wegner, dem armen Fiſchermädchen aus Warnemünde, lag, damals weit größer, als jetzt zwiſchen einem Grafen und einer Schauſpielerin der Fall ſein möchte.

Grade dieſe Furcht, daß Schiffer Hinrich Wulf nur nach Seemannsart ein kurzweiliges Spiel mit ihrer Tochter Gundula treiben, dieſe aber nun und nimmermehr als ſein rechtmäßiges Ehegemahl in ſein ſtolzes Bürgerhaus führen würde, machte auch die Frau Wegner dem jungen Manne ſo abgeneigt. Sahen

doch alle Warnemünder, ebenfalls ein ſchönes Erbtheil des frieſiſchen Volksſtammes, mit der äußerſten Strenge auf die unbedingteſte Sittenreinheit ihrer Töchter und Frauen, und ein junges Mädchen, deſſen Ruf auch nur den allermindeſten Makel hatte, war auf immer dort geſchädigt.

Während nun Mutter und Tochter mit dem Auslöſen der Fiſche aus den Maſchen des weitläuftigen Netzes ſich beſchäftigten, ſetzte ſich der Schiffer, der grade keine ſonderliche Eile mehr zu haben ſchien, ſeine Dorſche in Empfang zu nehmen, zum alten Wegner auf das umgeſtürzte Boot, dort mit ihm zu plaudern. Wußte er doch, daß es dem Alten zur beſonderen Ehre und zum größten Vergnügen gereichen würde, mit einem angeſehenen Roſtocker Schiffer vor aller Leute Augen vertraulich verkehren zu können. Aber auch ganz abgeſehen davon, mochte er gerne mit dem alten Seebären einen längeren Schnack machen. Der Alte war in allen nordiſchen Meeren wohlbekannt und konnte ſomit dem jungen Seemann manches erzählen, was dieſem vom größten Intereſſe war und ihm auch zugleich zum beſonderen Nutzen dienen konnte. Eine recht gefährliche und kritiſche Zeit war dazumal

grade wieder für die hanſiſchen Schiffer, die nach dem Norden fuhren, eingetreten und die größte Vorſicht ihnen dringend geboten. Der harte despotiſche König Chriſtian II. von Dänemark, dieſer ärgſte Feind des Hanſabundes, herrſchte mit unumſchränkter Macht in allen drei nordiſchen Reichen und fand ein beſonderes Wohlgefallen daran, den Handel der wendiſchen Städte dabei möglichſt zu unterdrücken. So hatte er ſogar mehrere Jahre hindurch alle ſchwediſchen Städte gänzlich für die hanſiſchen Schiffe geſperrt, durch welche Maßregel beſonders Roſtock und Wismar, die viel Bier, Getreide und Obſt dahin ausführten, hart litten. War der offene Handel nach Schweden und auch mitunter nach Norwegen den Hanſen verboten, ſo mußte ein heimlicher Schleichhandel, der zwar viel Gefahr, dafür aber, wenn er glückte, deſto reicheren Gewinn brachte, an deſſen Stelle treten. In dunkeln ſtürmiſchen Nächten liefen die Fahrzeuge in die verſteckten Buchten der ſchwediſchen Scheeren ein und vertraute Fiſcher nahmen dort die mitgebrachte Ladung in Empfang und lieferten neue Waaren zur Rückfracht. Freilich kam es bei dieſem unerlaubten Schleichhandel nicht ſelten zum heftigen Kampfe mit den bewaffneten

däniſchen Ruderböten des Königs Chriſtian, die unabläſſig längs der ganzen nordiſchen Küſte umherkreuzten, oder auch am Lande mit den gewappneten Strandreitern und den Strandvögten und ihren reiſigen Knechten. Blutigen Streit und heftige Fehde auf Leben und Tod war das rauhe, kühne Geſchlecht in jener Zeit übrigens ſchon ſo gewöhnt, daß weiter nicht viel Rede davon gemacht wurde.

Jetzt aber im Jahre 1523 hatten die Streitigkeiten und Kämpfe, die faſt unabläſſig bald hier, bald dort, an den Küſten der Oſtſee tobten, wieder einen außergewöhnlich hohen Grad erreicht. Die Schweden, der grauſamen Tyrannei des Königs Chriſtian II. überdrüſſig, waren in offene Empörung gegen ihn ausgebrochen und hatten den jungen, wegen ſeiner beſonderen Tapferkeit, großen Klugheit und Weisheit hochgeehrten Guſtav Erichſohn aus dem edlen Hauſe der Waſa, zu ihrem Führer erwählt und auch in Dänemark ſelbſt war von einer mächtigen Parthei der Herzog von Holſtein als König proclamirt worden. König Chriſtian II., bei aller Grauſamkeit ein tapferer energiſcher Mann, hatte aber ſtarke Haufen gewappneter Soldaten zuſammengebracht, der größte

Theil des däniſchen Adels ſtand ebenfalls auf ſeiner Seite und ſo fanden die heftigſten Kämpfe in allen nordiſchen Landen und oft auch Meeren ſtatt und die Wellen der Oſtſee, des Kattegats und der norwegiſchen Fiorde, wurden nicht ſelten von Blut geröthet. Der Bund der Hanſa, dieſer alte Gegner König Chriſtian's, hatte ſogleich Parthei für den neuen König Guſtav Waſa genommen und ſuchte deſſen Macht auf jegliche Weiſe zu unterſtützen, während wieder Herzog Albrecht von Mecklenburg, wegen der beſonderen Wohlgeſtalt ſeines Körpers „der Schöne" genannt, es mit König Chriſtian hielt. So war Roſtock in ganz eigenthümlicher Lage, doch betrachteten ſich deſſen Bürger weit mehr als Glieder des Hanſabundes, denn als Unterthanen des Herzogs von Mecklenburg und wie ſie ſich zu allen Zeiten verzweifelt wenig um die Befehle, die ihnen aus der herzoglichen Burg in Güſtrow oder Schwerin gekommen waren, gekümmert hatten, ſo geſchah dies auch jetzt hinſichtlich ihrer Theilnahme in dieſen nordiſchen Streithändeln und ſie ſuchten ihren Herzog zum Trotz, dem König Chriſtian auf alle Weiſe zu ſchaden. Der alte Handelsherr Niclas Wulf war aber ein ſehr vorſichtiger Mann, der es

wenigſtens nicht gerne ohne allzudringende Noth mit dem Herzoge Albrecht von Mecklenburg verderben wollte. Er kannte den kühnen, abenteuerluſtigen Sinn ſeines Sohnes Hinrich, der am liebſten, ſtatt mit dem „Greif von Roſtock“ Frachtgüter nach Norwegen zu fahren, ſein Schiff bewaffnet und dann auf Königsbeute gegen König Chriſtian's Fahrzeuge damit gekreuzt hätte und hatte ihm deshalb noch in der letzten Abſchiedsſtunde, den allerſtrengſten Befehl ertheilt, ſich unter keinen Umſtänden freiwillig mit in dieſe Streithändel zu miſchen. Zwar ſein Eigenthum, Schiff und Ladung ſollte er im Nothfall auf das Entſchiedenſte gegen Jedermann und ſomit auch gegen Dänemarks Fahrzeuge oder Söldner vertheidigen, ſonſt aber jedes Gefecht eher vermeiden als gerade muthwillig aufſuchen. Beſaß Herzog Albrecht von Mecklenburg doch noch nicht weit von Warnemünde ebenfalls einen befeſtigten, mit einigen reiſigen Knechten beſetzten Thurm, durch welchen er die Roſtocker Schiffe auf der Warnow arg moleſtiren konnte und ſo hielt der alte Rathsherr Wulf es nicht für gerathen, ihm offen und nutzlos Trotz zu bieten. Gab es ohnehin nur ſchon zu viele Händel zwiſchen dieſen

reiſigen Knechten des Herzogs und dem Roſtocker Schiffsvolk und war es ſoeben erſt mit Mühe gelungen, für den Augenblick wenigſtens, ein äußerlich leidliches Einverſtändniß zwiſchen beiden Theilen herzuſtellen.

Ueber alle dieſe vielen Streithändel konnte der junge Schiffer aber jetzt von dem alten Fiſcher Wegner die beſte Auskunft und erfahrenſte Belehrung erhalten. Der war in ſeiner Jugend, als er noch auf beiden geſunden Füßen ſtand, ſtets der heftigſte Feind der Dänen geweſen, der mit beſonderer Vorliebe an allen heimlichen Händeln, die gegen dieſe geführt wurden, theilgenommen. Jetzt, wo ſeine Thätigkeit auf das Boot ſich beſchränken mußte, hatte er in den Streitigkeiten mit der Beſatzung des herzoglichen feſten Thurmes bei Warnemünde ſich ſtets hervorgethan und war beſonders bekannt dadurch, daß er durch allerlei liſtige Streiche und heimliche Ueberrumpelungen öfters ſchon deren Wachſamkeit getäuſcht, wenn ſie, wie ab und zu der Fall geweſen, mit offener Gewalt die Schifffahrt auf der Warnow zu ſperren verſuchten. Gar manche gute Rathſchläge und treffliche Winke, die in geeigneten Fällen vielleicht von

dem allergrößten Nutzen ihm sein konnten, vermochte der alte Wegner über all solch Treiben dem aufmerksam zuhörenden Hinrich Wulf zu ertheilen. Mußte ein wirklich tüchtiger Schiffsführer in jener Zeit doch Vieles wissen und in mancherlei Praktiken wohlgeübt sein, was er nur aus dem reichen Schatz der Erfahrung lernen konnte, von dem die jetzigen Schiffer kaum noch eine Ahnung haben.

So aufmerksam der Schiffer auch den Worten des Alten lauschte, versäumte er trotzdem doch nicht, seine Blicke unabläſſig auf dessen Tochter ruhen zu lassen und, so oft wie möglich, wenigstens einige kurze freundliche Worte mit dieser zu wechseln.

War die Sonne auch inzwischen schon im Meere versunken und hatte die letzte Abendröthe der immer dunklere Schatten verbreitenden Dämmerung weichen müssen, so trat dafür die Mondsichel schon klar am Himmel hervor, und warf ihr bleiches Licht auf die im silbernen Glanze schäumenden Wellen. Allmählig ward es immer öder und stiller am Strande, denn die meisten Fischerfrauen hatten ihr Geschäft draußen bereits geendet und kochten nun am hellen Heerdfeuer die Abendmahlzeit für die hungrige Familie, welche

dieſer nach der ſchweren vollbrachten Arbeit des Tages die erſehnte Labung bringen ſollte.

Auch Frau Wegner war endlich mit ihrer Arbeit fertig und das große Netz geleert, die Körbe hingegen mit den zappelnden Fiſchen gefüllt. Die für den Schiffer ausgeſuchten Dorſche lagen zuſammen auf einem Haufen und die Fiſcherfrau war noch viel zu erzürnt, um ſie dem Käufer anzubieten. Faſt ſchien es auch, als hätte dieſer den angeblichen Grund ſeines Kommens ſchon wieder gänzlich vergeſſen, denn als die Tochter ihn mit freundlichen Worten aufforderte, ſeine Fiſche doch in Empfang zu nehmen, wußte er in der That nicht, wie er ſolche nach ſeinem Schiffe hinbringen ſolle.

„Und was bin ich der Jungfer für die Dorſche ſchuldig? Wirklich ſo große und ausgeſuchte Fiſche habe ich noch niemals bei einander geſehen!“ frug er mit befangener Stimme das vor ihm ſtehende Mädchen. Wie verlegen wurde dieſe jetzt ob ſolcher Frage, denn es widerſtrebte ihrem Gefühle, einen Preis zu fordern, und doch fürchtete ſie auch wieder den Stolz des Schiffers zu beleidigen, wenn ſie, das

arme Fiſchermädchen, ihm die Dorſche zum Geſchenk anbieten würde.

„Das halbe Dutzend Dorſch ſoll geſtern auf dem Roſtocker Markt mit einem lübeck'ſchen Schilling bezahlt ſein, wie die Nachbarsfrau erzählte," antwortete ſie nach kleiner Pauſe mit tiefer Stimme.

„Ach was, Schnickſchnack, werdet doch von mir ein Paar elende Dorſche annehmen wollen, ohne Euch von dem Weibsvolk einen Schilling dafür abfordern zu laſſen, Schiffer Wulf! Wißt, bringt mir von Drontheim ein Gericht Stockfiſche wieder dafür mit zurück, wenn ihr mit Eurem „Greif von Roſtock" heimkehrt, das iſt eine gute Ausgleichung!" rief aber der alte Wegner jetzt dazwiſchen, indem er ſich zum Fortgehen rüſtete.

„Iſt ein Wort: das beſte Bund Stockfiſche was nur auf dem Drontheimer Markt zu bekommen iſt, ſollt Ihr haben, Wegner! — Und iſt der Jungfer nichts gefällig, was ich Ihr mitbringen kann?" wandte ſich Wulf an das jetzt über und über erröthende Mädchen.

„Wüßte nichts, was mir der Schiffer von dort her mitbringen könnte," antwortete dieſe leiſe.

„Auch nicht mein treues Herz voll Liebe für Euch, wie es jetzt schon schlägt, Jungfer Gundula?“ flüsterte der junge Mann, schnell den günstigen Augenblick benutzend, da der Alte noch einige Schritte seitwärts gehumpelt war, um nach seinem Boote zu sehen, und ergriff dabei mit rascher Entschlossenheit die Hand des Mädchens, um diese fest zu drücken.

Ein leiser Gegendruck erfolgte, und als sein Blick das Auge des jungen Mädchen traf, fand er hier einen so wahren, innigen Ausdruck der Liebe und zugleich einen solchen tiefen Schmerz über die bevorstehende Trennung, daß es keiner weiteren Worte mehr bedurfte, um ihm die frohe Ueberzeugung zu verleihen, daß auch Gundula seine Gefühle erwiedere und mit treuer Liebe so warm und fest, wie das Herz, einer einfachen Fischertochter solche nur zu fassen vermochte, für dies fernere Erdenleben an ihm hängen würde. Wozu bedarf es in solchem Augenblick der inneren Weihe, wo die Herzen zweier edlen und starken Menschen von inniger Liebe für einander ergriffen werden, auch wohl noch der leeren Worte? Mehr als Alles verkünden die Augen, diese treuen

Spiegel der Seele, das, was die Bruſt mit der reinſten Luſt erfüllt.

„Alſo gute Fahrt und gedeihliche Binnenkehr, Schiffer Wulf, und wenn die däniſchen Spitzbuben Euch moleſtiren wollen, ſo gebt ihnen nur gehörige hanſiſche Hiebe auf ihre dicken Grützköpfe zu koſten," rief jetzt der alte Wegner, der inzwiſchen wieder herangekommen war, dabei zum Abſchied mit ſeiner breiten Rieſenfauſt die Rechte des jungen Mannes derb drückend und dann am Arme ſeiner Tochter, die ihm zur Stütze diente, forthinkend. Auch Gundula reichte ihm zum Lebewohl noch einmal die Rechte und es war faſt, als könnten die Hände Beider kaum von einander laſſen, ſo feſt hielten ſie ſich.

Die gekauften Fiſche in einem kleinen Netze tragend, wandte Schiffer Wulf ſich langſamen Schrittes ſeiner Galeaſſe zu. Wußte er doch jetzt, daß ein edles treues Herz am Warnow-Strand in wahrer Liebe ihm zugethan war, und dennoch durfte er ſich nicht verhehlen, daß noch gar manche harte und heiße Kämpfe zu beſtehen ſein würden, bevor er das Mädchen wirklich ſein Weib nennen konnte. Welch' höhniſches Gelächter würde ſeine geſammte Sippſchaft

in der Stadt Roſtock aufſchlagen und welch' ſpöttiſches Naſerümpfen und Achſelzucken mußte es geben, wenn es erſt bekannt würde, der junge hübſche Schiffer Hinrich Wulf, der Stammerbe des reichen angeſehenen Raths- und Handelsherrn Niclas Wulf, der immerhin nach einer Tochter des erſten Patrizier-geſchlechts ſeine Hand ausſtrecken durfte, wolle ſich jetzt ſo weit vergeſſen, — um eine arme Warnemünder Fiſcherdirne als ſein Ehegemahl heimzuführen.

Neben der Galeaſſe, der „Greif von Roſtock", lag noch ein ähnliches aber kleineres und älteres Fahrzeug, der „Nordſtern", was ebenfalls zur Fahrt nach Norwegen beſtimmt war. Der alte Schiffer Knurspe, ein rauher verwetterter Seemann, erfahren in allen nordiſchen Meeren, war deſſen Führer. Seine heiſere Stimme, mit der er Wulf vom Bord aus zuſchrie: „Seid wohl ein Mondgucker geworden, Hinrich, daß Ihr ſo ſpät zum Schiff zurückkommt, oder habt Ihr zuletzt noch eine luſtige Liebelei mit einer hübſchen Warnemünder Dirne gehabt? Hütet Euch hierbei, die Warnemünder ſind ein gar trotziges Volk und verſtehen keinen Spaß und der Gang zum Traualtar muß bald dem erſten Kuß folgen oder es giebt Mord

und Todtſchlag" — weckte zuerſt den jungen Mann aus ſeinen Träumereien. „Beim Morgengrauen ſetzt der Wind ſicher mehr zum Weſten um und dann iſt die beſte Zeit zum Auslaufen und wir haben gute Fahrt bis zum Sund. Wollt ihr mit Eurem „Greif" zuerſt voran oder ſoll ich mit meinem alten Kaſten Euch den Weg zeigen?" frug der Schiffer Knurſpe noch weiter.

Es galt in jener Zeit zwiſchen zwei Schiffen, welche zu gleicher Stunde aus dem Hafen ſegeln und ein und dieſelbe Reiſe antreten wollten, für eine Art von Ehrenſache, wer zuerſt auslaufen und ſomit dem Andern den richtigen Weg zeigen ſollte. Genau vermeſſene Seekarten und geprüfte Lotſen kannte man, wie geſagt, noch nicht und ſo war das Aus- und Einlaufen in die Häfen ein ungleich gefährlicheres und ſchwierigeres Unternehmen, wie jetzt der Fall iſt. Dem Range ſeines Schiffes nach, was beſſer gebaut und zu einer höheren Klaſſe gerechnet wurde, als die alte Galeaſſe des Schiffers Knurſpe, wie auch nach ſeiner Abſtammung aus vornehmen Geſchlechte, hätte unn zwar dem Hinrich Wulf dieſe Ehre gebührt, doch konnte in anderer Hinſicht Erſterer wegen ſeines hö-

heren Alters und geprüfterer Erfahrung wohl den Anſpruch darauf erheben. Das Schiffsvolk beider Fahrzeuge hatte an dem Abend ſchon ſo viel und heftig über dieſe wichtige Frage, wer von den beiden Schiffern zuerſt auslaufen und dadurch ſtillſchweigend eine Art von Oberleitung während dieſer ganzen Reiſe führen werde, hin und her geſtritten, daß es faſt nach gewohnter Art zu einer Schlägerei deßhalb gekommen wäre. Zwar war Schiffer Wulf ein viel zu ehrgeiziger, von feurigem Thatendrang erfüllter Mann, als daß er nicht unter andern Umſtänden ſeinen Anſpruch auf ſolch einen Ehrenplatz ſehr entſchieden behauptet haben würde, allein an dem heutigen Abend erfüllte eine eigene, faſt ungewöhnliche Weichheit und Milde ſeine Bruſt und ſo beſchloß er freiwillig und ohne weitere Zänkerei das Ehrenvorrecht ſeinem ſo viel älteren Collegen zu überlaſſen.

„Segelt nur voran, Knurspe; in einem ſicherern Fahrwaſſer kann ich nicht ſteuern, als wenn ich immer Euch nachfolge," rief er dem Alten zu und bereitete dieſem dadurch eine ſtolze Freude.

„Sollt es nicht zu bereuen haben, Hinrich Wulf, daß Ihr keinen unangemeſſenen Stolz habt, weil Ihr

ein Geſchlechter-Sohn ſeid und Euer „Greif" höher im Rang ſteht als mein alter „Nordſtern". Hoffe Euch mit Gottes gnädiger Hülfe ſicher hin nach Drontheim und dann auch wieder zurück hierher den Weg zu zeigen. Alſo haltet Euch bereit zum Ausſegeln, ſobald der Tag zu grauen anfängt," antwortete der Alte, ſichtlich erfreut über die ihm gewordene Auszeichnung.

Zu ſehr war Hinrich Wulfs Herz noch von ſeiner heutigen Begegnung mit Gundula und, was dabei ſich wichtiges ereignet hatte, erfüllt, als daß es ihm möglich geweſen wäre, für einige Stunden Ruhe in der engen Schiffscajüte zu ſuchen, und zur größten Verwunderung ſeiner Mannſchaft ſandte er dieſe in die Cojen, um dort bis zum anbrechenden Morgen zu ſchlafen, da er allein die Wache für die ganze Nacht halten wolle.

In voller Klarheit ſtand jetzt der Vollmond am Himmel und ſein glänzend bläuliches Licht färbte des Meeres weite Fläche mit einem eigenthümlichen hellen und dabei zugleich doch wieder kalten Schein. In ungemein ſcharfen dunklen Linien traten in dieſer Mondbeleuchtung die Maſten und Raen und die vielen

angeſpannten Taue der hier ankernden Schiffe hervor, während zugleich in dem trügeriſchen Lichte ihre Größe weit bedeutender ſchien, als ſie in Wirklichkeit ſonſt war. Dumpf rollten die ſich überſtürzenden Wellen der Brandung am Strande, wobei zugleich der Wind durch die vielen Taue an den Maſten ſtrich und ihnen hellklingende und dabei wieder ganz langſam verhallende Töne entlockte, wie man ſolche bei Aeolsharfen größter Art mitunter wohl vernehmen wird. Daneben erklang oft hoch oben aus den Lüften ein ſeltſames Gewirr von kreiſchenden, ſchmetternden und pfeifenden Lauten, daß man wirklich zu dem Glauben hätte verleitet werden können, Gott Wodan mit ſeiner wilden Jagd triebe dort ſein loſes Spiel. Es waren große Zugvögel wilde Gänſe und Schwäne und andere Seevögel, die jetzt beim Beginn des Frühling aus dem Süden ihrer nordiſchen Heimath zuzogen. Das ſcharfe Auge des Schiffers hätte leicht ihre ſtreng geordneten, beinahe regelmäßige Dreiecke bildenden Haufen hoch in den Lüften zu entdecken vermocht, wenn er in dieſer Nacht nur irgendwie den ihn umgebenden äußern Erſcheinungen die mindeſte Aufmerkkeit gewidmet. Stumm und theilnahmslos für Alles

durchmaß er aber unabläſſig mit raſtlos ſchnellen Schritten den engen Raum der Planken ſeines Verdeckes. Durchtobten doch die widerſtrebendſten Gefühle ſeine Bruſt und gar verſchiedene Gedanken kreiſten in ſeinem Gehirn. Daß er Gundula Wegner, mit ihrer einfach edlen Erſcheinung und dem ganzen ungekünſtelten Liebreiz ihrer Jungfräulichkeit, liebe und zwar mit der ganzen Kraft ſeines ſtolzen Herzens liebe, war ihm ſeit dem heutigen Abend zur vollſten Gewißheit geworden. In den vielen fernen Ländern, die er früher als junger Seemann beſucht, hatte er wohl manch vorübergehendes Liebesverhältniß mit den glutäugigen, heißblütigen Töchtern des Südens gehabt und dieſe waren dem kräftigen blauäugigen Seemann, der ein ſo rechter Repräſentant der norddeutſchen Männerſchönheit war, nur zu oft mit glühender Inbrunſt entgegengekommen. Was aber bedeuteten alle ſolche frivolen Liebesverhältniſſe gegen das reine Gefühl, welches jetzt ſeine Bruſt erfüllte?! Wie raſch hatte er alle dieſe Schönen wieder vergeſſen, ſobald nur der ſcharfe Kiel ſeines Schiffes die ſchäumigen Wogen des Meeres durchſtrich; daß er aber Gundula Wegner nun und nimmermehr aus ſeinem

Gedächtniß ſtreichen könne, ſo lange noch ein Athemzug ſeine Bruſt bewegte, davon war er auf das Feſteſte durchdrungen. Und doch wieder bangte ihm vor den vielen inneren Zerwürfniſſen aller Art, welche ſolche ſtandeswidrige Verbindung mit der Fiſchertochter entſchieden in ſeiner ganzen Familie hervorbringen mußte. Dem heftigſten Zorn des Vaters, den ſtrengſten Vorwürfen von Brüdern und Verwandten, daß er die Ehre ſeines Geſchlechtes ſchände, mit kühnem Sinn Trotz zu bieten, dazu fühlte er ſich zwar Mannes genug, aber vor den Thränen der alten kranken Mutter und den ſanften Bitten der Schweſter, und er wußte ſicher, daß Beides, in nur zu reichlichem Maße kommen würde, hegte er jetzt ſchon eine nicht geringe Scheu. Wem mußte er nicht noch Allem durch ſolchen Schritt entſagen! Daß die Geſchlechter Roſtocks ihm dieſe Heirath niemals wieder verzeihen würden und er für immer einen geringeren Platz unter denjenigen, die er von Jugend auf gewöhnt war als ſeines Gleichen zu betrachten, einnehmen müßte, wußte er bei dem ſtarren Standesgeiſt und der feſtgegliederten Eintheilung der Familien, die damals in allen norddeutſchen Hanſeſtädten herrſchten, nur zu gut.

Würde aber ſein ſtolzer unbändiger Sinn ſolche Zurückſetzung wohl gutwillig vertragen und nicht im Gegentheil ſteter Zank und Hader aller Art ſein künftiges Loos ſein? Es ſchien ihm am Gerathenſten, im Fall ſeiner Verheirathung mit Gundula Wegner ſeine Vaterſtadt gänzlich zu meiden und zu verſuchen, ob er nicht anderswo ſein beſcheidenes Stücklein Brod als Schiffer erwerben könne. Und doch bangte ihm auf der andern Seite nicht wenig vor dieſem Schritte. Er liebte ſeine ſchöne Vaterſtadt Roſtock mit voller Kraft, hatte ihre vielen Vorzüge erſt ſo recht ſchätzen gelernt, ſeit er ſo lange Jahre in der Fremde weilte, und es ſich ſtets als ſeinen wahren Lebensberuf gedacht, als ein angeſehener Bürger in deren Mauern zu wohnen, ſeine Thätigkeit ihrem Wohle zu weihen und beſonders für die Entfaltung des Handels und der Schifffahrt, dieſe reichen Lebensadern von Roſtock, alle ſeine Erfahrungen und Kenntniſſe anzuſtrengen. Dies Alles nun ſollte durch dieſe Heirath für immer aufhören und er nochmals als ſchon gereifter Mann die Fremde aufſuchen müſſen.

Alle dieſe und noch manch andere inhaltsſchwere Gedanken und gewichtige Bedenken bewegten den

Schiffer Wulf ſo ſehr, daß er kaum darauf achtete, wie die Nacht verſtrich, und ein leiſer gelbrother Schein im Oſten allmählig den Sonnenaufgang verkündete.

Die heiſere Stimme des alten Knurspe, der ſoeben aus dem Verdeck auftauchte und ihm einen guten Morgen zurief, weckte ihn endlich aus all dieſen Gedanken und Träumereien und erinnerte ihn an die Gegenwart. Wie der Alte ſchon am Abend vorher verkündet, hatte der Wind jetzt mehr zum Weſten umgeſetzt und war einer raſchen Fahrt nach dem Sunde günſtig. Schnell galt es daher, die Schiffe vom Lande abzubringen und in die See auszulaufen, und ſo fühlte auch Hinrich Wulf ſich bald nur als Schiffer, dem eine ſchwere Verantwortung aufgebürdet war. Es war ein reger Wetteifer zwiſchen der kräftigen und geübten Mannſchaft der beiden Galeaſſen, und wenn auch Knurspe mit ſeinem „Nordſtern" zuerſt zum Auslaufen kam, ſo konnte doch der „Greif von Roſtock" ihm ſogleich folgen. Hatte ſich doch trotz der frühen Morgenſtunde ſchon ein großer Haufe von Warnemündern am Strande zuſammengefunden, die mit Kenneraugen alle Bewegungen der Schiffe beobachteten, und ſo galt es, vor dieſen ſtrengen und unpartheiiſchen

Kritikern die möglichſte Ehre einzulegen. Beſonders Hinrich Wulf konnte ſicher ſein, daß alle Einzelheiten bei ſeinem Auslaufen und nun gar das ſeltſame Ereigniß hierbei, daß er freiwillig dem alten Knurspe die Ehre des Vorranges zugeſtanden hatte, ganz getreulich in der Schreibſtube ſeines Vaters wieder berichtet wurden. Wie ſicher und gewandt wurden jetzt aber beide Schiffe geführt und trotzdem, daß feſte Molen und abgeſteckte Fahrwaſſer fehlten, zeigten ihre erfahrenen Führer, daß ſie ihr Fach aus dem Grunde verſtanden und der Roſtocker Flagge ſchon Ehre machen konnten. Noch war die Sonne nicht über die hohen Waldungen der oſtwärts liegenden Roſtocker Haide aufgegangen, da tanzten ſchon die beiden Fahrzeuge frei auf den ſchäumenden Wellen des Meeres und der günſtige ſcharfe Wind ſchwellte die ausgeſpannten Segel, daß ſie gleich rieſigen Schwänen in raſcher Fahrt ihrem fernen Ziele hoch oben im eiſigen Norden zuſteuerten.

In möglichſter Entfernung von dem Haufen der übrigen Zuſchauer, welche die Abfahrt der Schiffe in das Meer mit lautem, dreimaligem Hurrah begrüßten, ſtand einſam Gundula. Gar roſig verſuchten

zwar die erſten Morgenſtrahlen das liebliche Geſichtchen des jungen Mädchens jetzt zu färben, allein ein aufmerkſamer Beobachter hätte trotzdem leicht zu erkennen vermocht, daß eine durchwachte Nacht es gebleicht und abgehärmt und ein innerer Kampf den Glanz des ſonſt ſo klaren Auges getrübt hatte. Mit gar traurigen Blicken ſah ſie jetzt das Schiff, das den Geliebten ihres Herzens trug, von dannen ſegeln und weiter und immer weiter von dem heimathlichen Strande ſich entfernen. Gundula war ein friſches, an Körper wie Geiſt kerngeſundes Mädchen, was von einer überſchwänglichen Empfindſamkeit — wie jene rauhe Zeit ſolche überhaupt kaum kannte — ſehr weit entfernt war; ſeit aber am geſtrigen Abend der Schiffer ihr jene ſüßen Worte der Liebe zugeflüſtert hatte, fühlte ſie plötzlich in ihrer Bruſt Empfindungen erwachen, von denen ſie früher kaum nur eine leiſe Ahndung gehabt hatte. Je friſcher und unberührter aber ihr Herz bis dahin geweſen war, deſto tiefer waren jetzt die Gefühle, die es ergriffen. Daß ſie fortan für ihr ganzes ferneres Erdenleben dem Manne, der ihr geſtern Abend zuerſt und in wenigen eiligen Worten ſeine Liebe geſtanden, angehören, alles Wohl

und Wehe, was das Geſchick verhängte, mit ihm theilen müſſe und keine Macht ſie wieder von ihm abreißen könne, empfand ſie jetzt mit voller Kraft. So ſtand ſie noch lange am einſamen Strande und verfolgte das Schiff, deſſen Segel immer kleiner und kleiner auf den Wellen des Meeres erſchienen, ſo daß es zuletzt nur die Größe eines Seevogels annahm, ſo weit ſie vermochte, mit ſcharfen Blicken. Der gellende Ruf der noch immer erzürnten Mutter, die ſie mit ſcharfen Worten an die Arbeit rief, um die Körbe mit den gefangenen Fiſchen in das Boot zu tragen und dann die anſtrengende Fahrt nach Roſtock zu beginnen, weckte ſie aus ihren Gedanken. Die ſchwere Arbeit des Tages nahm ſie wieder in Anſpruch und bald mußte ſie die langen Schlagruder mit kräftigen Armen handhaben, um das hochbeladene Boot gegen den auslaufenden Strom nach der alten Hanſenſtadt zu führen, deren lange Reihe ſtattlicher Thürme als ſtolzes Wahrzeichen bis nach Warnemünde herüberſchimmerte.

Und nahm die harte Arbeit des Tages, wie dies bei allen Warnemünder Frauen und Mädchen bis auf unſere Jetztzeit ſtets der Fall geweſen iſt, auch jede

Stunde vom früheſten Morgengrauen bis zur ſinkenden Abenddämmerung ſie unabläſſig in Anſpruch, in ihrem einſamen Kämmerlein, bevor der Schlaf ihr die müden Augen ſchloß, gedachte Gundula Wegener mit treuer Liebe allabendlich des fernen Geliebten ihres Herzens und heiße Gebete ſtiegen zu Gott, dem allmächtigen Lenker aller Schickſale empor, daß er ihn getreulich bei allen Gefahren und Stürmen ſeines ſchweren Berufes beſchützen und unverſehrt wieder an den heimathlichen Strand zurückgeleiten möge, wo die treueſte Liebe ſeiner für immer harrte.

Zweites Capitel.

Die Wahl des Magiſters Joachim Slüter zum Prediger an der St. Petrikirche in Roſtock.

Solch ein Zuſammenſtrömen von Menſchen jeden Alters und Geſchlechtes, wie am Morgen des Sonntags Lätare im Jahre 1525, war auf dem freien geräumigen Platz vor der Kirche St. Petri in der wohlbekannten und geehrten Hanſaſtadt Roſtock noch niemals vorgekommen. Zwar fehlte es in jener Zeit nicht an gar mannigfachem Zuſammenlaufen des Volkes, denn ein kühnes, trotziges, zu Raufhändeln jeder Art nur zu leicht geneigtes Geſchlecht bewohnte die Stadt und ihre alte Chronik iſt faſt nur zu reich theils an Zwiſtigkeiten der Bürger unter ſich, theils an kürzeren oder längeren, häufig viel Blut auf beiden Seiten

koſtenden Fehden mit den Herzögen von Mecklenburg. Wollte Roſtock bis auf die jüngſte Zeit herab deren Herrſchaft doch nie in dem gleichen Maße, wie ſie die übrigen Städte der mecklenburgiſchen Herzogthümer tragen mußten, anerkennen und ſuchte ſtets ſich, ſo viel als nur möglich, dagegen aufzulehnen. Kaum ein halbes Menſchenalter war damals vergangen, ſeit der mehrjährige blutige Kampf, den Roſtock mit ſo großer Kühnheit gegen den Herzog Magnus von Mecklenburg führte und wobei der Biſchof von Schwerin ſogar ſich gemüßigt fand, den großen Kirchenbann gegen die ſeiner geiſtlichen Macht ſpottende Stadt zu verhängen, m Jahre 1491 durch einen Vergleich beendet wurde.

Das heutige Zuſammenſtrömen der Menſchen vor der hochthürmigen Kirche zu St. Petri ſchien jedoch ziemlich friedlicher Art zu ſein. Zwar trugen nach der ſtolzen Sitte jener Zeit alle anſäſſigen Bürger ihr gerades Schwert in oft ſehr zierlich ausgearbeiteter Lederſcheide am breiten Leibgurt um die Hüfte und waren ſomit jeden Augenblick zur blutigen Rauferei gerüſtet wie auch oft gerne bereit, allein das weibliche Geſchlecht war doch diesmal unter dieſer hier verſammelten Volksmaſſe den Männern an Zahl weit

überlegen; ein deutlicher Beweis, daß keine wilde Fehde, welche die Weiber von den Straßen in die Häuser ſcheuchte, ſobald zu befürchten war. Sonſt freilich ſchien es an heftiger Aufregung und gegenſeitiger Zwiſtigkeit nicht zu fehlen. Schon äußerlich getrennt, ſchienen zwei ſich mit vieler Schroffheit feindlich geſinnte Partheien gegenüber zu ſtehen, denn Alle, welche rechts von der Kirche auf dem weiten Altmarkt ſtanden, äußerten ganz andere Anſichten, Wünſche und Neigungen, als Diejenigen, welche ſich links befanden, mit oft ziemlich lautem Geſchrei kundgaben.

Es war eine Predigerwahl, welche die Gemeinde der Kirche zu St. Petri an dem heutigen Sonntage vornehmen wollte, wodurch dieſe große Verſammlung hier jetzt veranlaßt wurde. Aus allen Kirchſpielen der Stadt, von der St. Nicolai, von St. Marien, der St. Jacobi und St. Michaelskirche her waren viele Menſchen jetzt hier zuſammengeſtrömt, um ja ſo ſchnell als möglich das Ergebniß der Wahl zu erfahren, ſolche Bedeutung legte man ihr allgemein bei. Die St. Petrikirche ſelbſt war bis auf den letzten Raum, Kopf an Kopf, angefüllt, denn wer als Angehöriger der Gemeinde ein Recht zum Eintritt darin

beſaß, der hatte bei dieſer Gelegenheit ſicherlich Gebrauch davon gemacht. Selbſt kranke Frauen hatten ſich, in warme Decken gepackt, ſchon am frühen Morgen in ihre Chorſtühle tragen laſſen und Greiſe, die vor Altersſchwäche oder Gebrechlichkeit nicht allein mehr gehen konnten, waren am Arm ihrer Angehörigen mit zitternden Schritten diesmal in die Kirche gewankt. Wer freilich aus den fremden Kirchſpielen kein Recht zum Eintritt in's Gotteshaus beſaß, der mußte ſich ſchon damit begnügen, draußen auf dem Platze davor ſich aufzuhalten, und ſo war dieſer denn ſo ungewöhnlich angefüllt. Zwar fegte der Wind von der Warnow her oft mit gar heftigen Stößen über den Raum und ſchwere Regen- und Hagelſchauer praſſelten mitunter auf die Köpfe der Harrenden darnieder. Doch ſolch rauhes Frühlingswetter iſt man ja am deutſchen Oſtſeeſtrande von jeher gewohnt geweſen und waren die Bewohner jener Gegend außerdem damals noch viel zu abgehärtet, um ſich aus der Ungunſt der Witterung viel zu machen.

Waren nun die beiden Volkshaufen, die rechts oder links durch eine ziemlich breite Gaſſe von einander getrennt ſtanden, an Zahl ungefähr gleich, ſo

unterſchieden ſie ſich doch ſonſt in ihrem Aeußern recht merklich von einander. Auf den Köpfen der Männer, die ſich zur Rechten hielten, ſah man häufig zierliche Barets von Sammet und Seide oder auch die runden Kappen von Tuch oder Leder waren kunſtvoll geſteppt oder mit Borten von koſtbarem Pelzwerk verbrämt, wie auch die Mieder und Röcke der Frauen häufig mit edlem Rauchwerk oder ſchwerem Sammet verziert waren. Die auf der linken Seite ſchienen ihrer gröberen Kleidung nach ſchon mehr darauf eingerichtet zu ſein, ſolchem Unwetter zu trotzen, und ſo erſcholl aus ihrer Mitte oft ein höhniſches Gelächter oder derbes Spottwort, wenn eine oder die andere gar ſo vornehm geputzte Frau oder ein zierliches Herrlein mit kurzem Sammetmantel und engen, grellfarbigen Strumpfhoſen, die oben an der Hüfte mit bunten Seidenpüffen noch aufgebauſcht waren, vor einem ſo recht heftigen Regenguß eiligſt in den nächſten Häuſern Schutz ſuchten.

Während rechts die Angehörigen der meiſten Geſchlechter der Stadt und mehrere angeſehene Raths- und reiche Kaufherren ſehr zahlreich vertreten zu ſein ſchienen, ſah man links mehr gewöhnliche Handwerker

mit ihren Ehehälften, dann auch viele Seefahrer, Schiffszimmerleute von den großen Schiffswerften und Bäcker und Fleiſcherknechte, obgleich auch manch' wohlhäbiger Zunftmeiſter hier, zum ſichtbaren Aerger der Rechtsſtehenden, ſeinen Platz genommen hatte. Auch von den Studenten der weit berühmten Hochſchule in Roſtock hatte ein ziemlich anſehnlicher Haufe ſich in der erſten vorderen Reihe links aufgeſtellt, doch ſchienen dies, wenigſtens dem äußeren Anſcheine nach, meiſt ſolche zu ſein, die nicht mit allzu reichlichen Glücksgütern geſegnet waren. Schwarze, oft ſchon etwas zerknitterte und mitgenommene Barets von vierkantiger Form auf dem, in langen Locken bis auf die Schultern darniederwallenden Haar, ein kurzes Wamms von grobem Tuch, an den Aermeln aufgepufft; dazu in der Regel hohe Stiefel von ungeſchwärztem Wildleder, weite Pluderhoſen und der niemals fehlende lange ſpitze Stoßdegen in ſchwarzer Lederſcheide, bildeten gewöhnlich den Anzug dieſer Studenten. Gar manche wilde trotzige Geſellen, oft ſchon über das erſte Jünglingsalter hinaus, befanden ſich darunter und man ſah es ihnen ſchon äußerlich an, daß ſie lieber den Raufdegen in der kräftigen

Faust führten, als sich die Köpfe mit dem Corpus juris oder einem andern in weißes Schweinsleder eingebundenen, dicken Folianten allzusehr zu plagen. Aus der Menge dieser langbärtigen Studenten erscholl gewöhnlich auch das lauteste Hohngeschrei, wie sie sich denn überhaupt die lange Zeit des Wartens und Harrens mit mancherlei, gewöhnlich nicht gerade sehr feinen Späßen und derben Neckereien, zu verkürzen suchten.

Aber auch unter der gegenüberstehenden Zuschauermasse befanden sich mehrere Studenten, obgleich doch in bedeutend geringerer Zahl als links. Der Anzug dieser war in der Regel feiner und weit reicher mit Sammet und Seide und vielfarbigen Puffen verziert, als der ihrer linksstehenden Commilitonen. Auf ihren häufig rund aufgeschlagenen Hüten von feinem Filz prangte mitunter sogar eine mächtige, roth oder gelb gefärbte Straußenfeder, dazumals die neueste, aber sehr kostbare Mode, die sich aus den reichen italienischen Handelsstädten bis an die Ostsee verbreitet hatte. Auch sogar einige kurze Sammetmäntel, reich besetzt und mit bunter Seide gefüttert, wie solche der junge Kaiser Karl V. aus Hispanien bei den reichen

Edelleuten in Deutſchland einzuführen anfing, ſah man hier. Mächtige Sporen von Silber, oft in kunſtreich getriebener Arbeit raſſelten an den, von feinem Sämiſchleder gefertigten, ſauber geſteppten Reiterſtiefeln, während die langen Stoßdegen mit oft ſehr geſchmackvoll ciſelirten Stahlkörben, die an buntgeſticktem, breitem Wehrgehäng getragen wurden, auf dem Pflaſter klirrten. Dieſe ſo vornehmen, reichgeputzten Studenten waren meiſt adlige Junker aus Mecklenburg oder über der Elbe her aus dem Hannöverſchen, die ſich häufig einige Jahre in Roſtock, angeblich um zu ſtudieren, aufzuhalten pflegten. Es befanden ſich jedoch auch einzelne Söhne reicher Handelsherrn aus den Hanſaſtädten, welche den kurzweiligen Aufenthalt auf der Hochſchule der langweiligen Arbeit in den väterlichen Schreibſtuben vorzuziehen ſchienen, darunter.

Ein nichts weniger als gutes Einvernehmen ſchien aber zwiſchen dieſen ſich gegenüberſtehenden Studenten zu herrſchen. Spöttiſche Ausrufungen und höhniſche Worte wurden hin und her gewechſelt, denen dann häufig eine lautgerufene und gern angenommene Anfforderung zur blutigen Rauferei folgte. Ja Einige der Heftigſten ſchienen ſogar mitunter Luſt zu

haben, ihrem Groll auf der Stelle Luft zu machen, denn man ſah ſogar ſchon entblößte Klingen blitzen und nur mit Mühe konnten die Ruhigeren ihre aufgeregten Commilitonen von ſolch wilder Raufluſt abhalten.

Es wäre überhaupt wohl von der überaus bewegten Volksmenge auf beiden Seiten des Platzes ſehr leicht zu wirklichen Kämpfen gekommen, wenn nicht der wohlweiſe Rath der Stadt die kluge Vorſicht gebraucht hätte, eine ſtarke Abtheilung der Scharwache unter einem bewährten Rottmeiſter dahin zu ſenden. Altgediente Söldner, oft aus den verſchiedenſten Ländern, die aus dem Waffenhandwerk ihren Lebensberuf gemacht und in ſchon gar manchen Fehden mitgefochten hatten, bis ſie jetzt in den Dienſt der Stadt getreten waren, bildeten den Kern dieſer Scharwache. Hatten Manche darunter doch ſchon unter den deutſchen Landsknechten in Welſchland gefochten, während Andere im Dienſt der edlen Republik Venetia auf Morea gegen die Türken gekämpft. Auf ihrem oft etwas wirren ungepflegten Haupthaar trugen dieſe alten Soldknechte eine niedere Pickelhaube von ſtarkem Eiſenblech, deren viele Buckeln und Beulen

zeigten, daß ſie ſchon manchen wuchtigen Hieben hatten Trotz bieten müſſen, über das kurze Wamms von grobem Tuch oder häufig auch braunem Leder, was durch vieljährigen Gebrauch mitunter jedoch ſchon längſt faſt jegliche Farbe verloren hatte, war ein ſtarker Bruſtpanzer von feſtgeſchmiedeten Eiſenplatten geſchnallt, und weite Pluderhoſen von grobem Tuche reichten bis an das Knie, von wo ſtrammgezogene geſtrickte Strümpfe von grauer Wolle bis in die ſehr breiten Schuhe von derbem Rindsleder mit mächtigen Zinnſchnallen liefen. Um die Hüften war ein breiter Flamberger, der oft ſchon gar manchen blutigen Hieb geſchlagen haben mochte, geſchnallt, während die kräftigen Fäuſte eine wuchtige Hellebarde an langem Stiel, oben am Schaft mit zwei wollenen Büſcheln in den Roſtocker Stadtfarben verziert, umſpannten. Unbekümmert um alles wüſte Geſchrei und Höhnen aus dem Volkshaufen, was beſonders auch eifrig von den Seefahrern, mit denen die Scharwächter in alttraditionellem ſtetem Hader lebten, ausging, ſtanden dieſe bewährten Söldner feſt auf den Plätzen, die ihnen ihr Rottmeiſter angewieſen hatte. Nach dem damaligen Gebrauch aller Landsknechte hatten ſie mit weit-

aus gespreizten Füßen Position gefaßt, vorne den auf den Boden gestützten starken Eichenschaft der Hellebarde mit breiten Fäusten umfassend und so schon im Stande, einem etwaigen Anprall festen Widerstand zu leisten. Gegen alle Worte schienen sie gänzlich unempfindlich zu sein, versuchte aber ein allzu Vorwitziger, einen solchen Scharwächter zu stoßen oder gar die in der Mitte des Platzes freigehaltene breite Gasse betreten zu wollen, so erhielt er einen so unsanften Stoß mit dem Schaft der Hellebarde, daß er von solchem frechen Beginnen sehr bald wieder abstand.

In der Mitte der von diesen Scharwächtern mit Mühe freigehaltenen Gasse zwischen den beiden feindlichen Volkshaufen stand ihr in der ganzen Stadt vielgefürchteter und ebenso gehaßter Rottmeister. Es war schon ein alter Graukopf, über dessen von Wind und Wetter, vielleicht auch wohl von nicht allzu mäßigem Genuß geistiger Getränke stark geröthetes Gesicht sich der Kreuz und Quere mehrere breite Schmarren und hoch aufgeschwollene Narben als sichtbare Zeichen mancher heiß bestandenen Kämpfe hinzogen. In dem Dienst der Stadt stand der Rottmeister Horwath,

ein geborner Böhme aus der Podiebrader Gegend, wohl schon über ein Dutzend Jahre und hatte sich in dieser Zeit den allgemeinen Ruf eines tollkühnverwegenen und sehr diensteifrigen, dabei aber auch rohen, harten, heimtückischen und zu jeder Gewaltthat geneigten Menschen erworben. Nicht sehr groß, aber ungemein stark gebaut, mit breiter Brust und einem fast stierähnlichen Nacken, besaß er eine beinah übernatürliche Körperstärke nnd hatte mehr als einmal den kräftigsten Matrosen im Faust- oder Ringkampf besiegt. Dabei war der Alte, der mit seinem braunen Gesicht, über welches das grauweiße Haupthaar und ein ebenso farbiger Schnauz- und Zottelbart wild herabhing, bei Tag und Nacht im Dienst unermüdlich nnd von allen wilden Strolchen und bösen Raubgesellen, und es gab deren damals eine nur zu große Menge in den Mauern der Stadt, nicht wenig gefürchtet. Selbst einige verkommene Strauchjunker von dem in der Umgegend Rostock's sehr zahlreich seßhaften Landadel, die häufig aus Raubluft oder höhnendem Uebermuth böse Händel mit den Stadtbürgern anzufangen versuchten, hatten die Kraft seines Armes und die

wuchtigen Hiebe seines scharfen Schwertes schon zu ihrem Nachtheil empfinden müssen.

Freilich wußte der Volksmund auch dabei dem alten Rottmeister Horwath manch schlimme Geschichten von seiner Rachlust, Habgierde und bösen Grausamkeit gegen seine Feinde nachzusagen. Ging doch in einigen Volkskreisen sogar die Sage, der verfluchte Böhmacke habe seine Seele dem Teufel verschrieben und dafür die Gabe erhalten, sich hieb- und stichfest und unsichtbar zu machen. Er könne deshalb auch nur mit einer aus reinem Silber gegossenen Kugel erschossen oder mit einem aus dem Pfosten eines Galgens geschnittenen Knittel erschlagen werden.

Außerdem war aber Rottmeister Horwath ein fanatischer Katholik, der es gewiß nicht versäumte, täglich die heilige Messe zu hören, und dabei auch sonst ein sehr fleißiger Besucher des Dominikaner-Klosters zu St. Johannis. Freilich wollten Manche wissen, daß die guten Speisen im Refectorium und der kühle Trunk aus dem Mutterfäßchen im Keller, mit denen der Pater Kellermeister nicht karge, ebenso vielen, ja vielleicht noch größeren Antheil an diesen so häufigen Besuchen im Kloster hätten, als die geist-

lichen Reden und die religiösen Uebungen der frommen Mönche selbst. Sei dem nun wie ihm wolle, so viel war gewiß, daß der Rottmeister Horwath nicht allein mit diesen Mönchen, sondern auch mit allen geistlichen Herren und den Häuptern der streng katholischen Parthei in der Stadt, und der größte Theil aller Rathsherren gehörte bis jetzt noch hiezu, — in dem allerbesten Einvernehmen stand. Außer daß er ihnen alle möglichen öffentlichen wie geheimen Dienste leistete, waren sie seine gewichtigen Beschützer, wenn sich die Klagen gegen ihn wegen begangener Gewaltthätigkeiten allzu sehr häuften. Trug er doch, schon um sich auch äußerlich als ein besonderer Anhänger der katholischen Kirche zu zeigen, einen langen Rosenkranz von in St. Loretto geweihten Ebenholzkugeln um den Hals, dessen Ende bis auf den blanken Brustpanzer von Stahl darniederhing.

Auch an diesem Morgen bei der Volksversammlung auf dem Altmarkte vor der Kirche zu St. Petri konnte man deutlich bemerken, daß der Rottmeister Horwath ein besonderer Anhänger der katholischen Parthei, die sich rechts aufgestellt hatte, sein mußte. So roh und rücksichtslos er sich auch oft gegen die

links Stehenden benahm und ſolche mit groben Fluchworten oder, half dies nicht, mit den Hellebarden ſeiner Untergebenen zurückzutreiben ſuchte, ſo aufmerkſam, ja ſelbſt mitunter ſogar von der devoteſten Haltung war er gegen alle Perſonen vornehmen Standes und gegen die Geiſtlichen, die ihren Platz auf der rechten Seite genommen hatten.

Ein tiefer Zwieſpalt, der ſich auch heute recht wieder bei der Wahl eines neuen Predigers an der Kirche zu St. Petri zeigte, durchzog aber damals in religiöſer Hinſicht faſt die geſammte Bürgerſchaft der Stadt Roſtock. Faſt alle, ohne Ausnahme, nahmen mehr oder minder heftigen Antheil und es waren nur wenige Familien, die ſich bei dieſem allgemeinen Kampfe ziemlich indifferent verhielten. Die Anhänger der einen Parthei hatten in ihrem Innern die unendlich vielen groben Mißbräuche aller Art, an denen die damalige katholiſche Kirche in nur zu reichem Maße litt, ſchon längſt erkannt und ſich deshalb mehr oder weniger von den aus Rom gepredigten Lehren abgewandt, obgleich es zu einem öffentlichen Abfall und zur Bildung einer eigenen Kirche bisher in Mecklenburg noch nicht gekommen war. Der helleuchtende Blitzſtrahl den

Dr. Martin Luther, der größte Mann, den Deutschland wohl jemals erzeugt hat, von Wittenberg aus mit kühner Hand gegen den Mißbrauch der päpstlichen Macht und die Tyrannei der römisch-katholischen Kirche schleuderte, hatte weithin durch alle Länder an den Gestaden der deutschen Ostsee gezündet und ein heiliges Feuer in den Herzen vieler muthigen Männer erweckt. Nicht umsonst hatte Dr. Martin Luthers begeisterter Mund seine herrlichen Worte gesprochen, denn mit einer für den damaligen langsamen Verkehr fast unerhörten Schnelligkeit verbreiteten sich solche durch alle deutschen Gauen und fanden einen mächtigen Wiederhall in den Herzen von Tausenden und abermals Tausenden. Von Eifer glühende Schüler dieses großen Reformators der Kirche zogen durch alle Länder, die edlen Lehren ihres Meisters mit beredter Zunge zu predigen und deren Wahrheiten überall mit einer so überwältigenden Kraft, wie solche nur aus der tiefinnersten Ueberzeugung hervorgehen kann, zu verkünden. Ein gewaltiges Regen und Drängen der Geister begann sich jetzt überall im heiligen römischen Reich zu zeigen und ein neuer Frühling der Kirche, voll der köstlichsten Blüthen, die

dereinſt nach gehöriger Reife auch die herrlichſten Früchte verſprachen, fing endlich nach der langen ſtarren Oede des Winters an zu tagen. Aber gar rauhe Kämpfe mußte dieſe Reformation noch beſtehen und heftige Stürme ertragen, bis ſie zu einer wirklich gedeihlichen Ausbreitung gelangen konnte und aus zahlloſen Wunden floß noch das Blut gar vieler edler Männer, bis die Lehren Luther's die weite Ausbreitung gefunden und große Macht erhalten hatten, wie ſie ſolche zu unſer aller Heil in der Gegenwart jetzt beſitzen. Ward doch das Lutherthum in allen Ländern, in denen das für Deutſchlands Wohl und Wehe bis auf die neueſte Zeit ſo verderbliche Scepter der Habsburgiſchen Dynaſtie herrſchte, ſogar mit Feuer und Schwert auf die grauſamſte Weiſe wieder ausgerottet.

Von dieſen kraftvollen, durch ihren großen Lehrer und Meiſter hoch begeiſterten Jüngern, die zu Wittenberg deſſen Lehren mit Inbrunſt gelauſcht und deren Wahrheit tief in ihre Bruſt aufgenommen hatten, war nun einer der Fähigſten und in jeder Hinſicht Tüchtigſten Joachim Slüter, der ruhmvolle Verkünder der Reformation in allen mecklenburgiſchen Lan-

den. In dem kleinen Städtchen Dömitz, unweit der preußiſchen Grenze an der Elbe gelegen, hatte er das Licht der Welt erblickt und war, wie ſein großer Lehrmeiſter Luther ſelbſt, ein echtes Kind des Volkes und von ganz niederer Herkunft. Sein Vater, der den Namen Kutzker trug, war ein armer Fährmann geweſen, der ſich ſein kümmmerliches Brod damit verdiente, die Leute über die bei Dömitz ziemlich breite Elbe zu ſetzen. Er ſtarb frühe und ſeine junge Wittwe, der es allein zu ſchwer fiel, ihre unmündigen Kinder zu erziehen, heirathete bald einen Frachtfuhrmann Slüter wieder, deſſen Name ſich dann ſpäter, wie das zu jener Zeit oft Sitte war, auch auf ſeine Stiefkinder mit übertrug. Wie ſo Manche ſeines Standes war der Fuhrmann Slüter ein zwar rauher und ungebildeter, dabei aber braver Mann, der ſeine Kinder in ſtrenger Gottesfurcht erzog. Schon von frühſter Jugend an mußten ſie hart arbeiten, um ſo auch das Ihre für den dürftigen Haushalt mit zu erwerben. So iſt es bekannt, daß Joachim Slüter zuerſt die Gänſe, und als er etwas kräftiger wurde, die Roſſe auf der Dömitzer Stadtweide gehütet hat, bis der Vater ihn dann auf ſeinen Fracht-

fahrten nach Roſtock mitnahm, um als Junge auf den Vorſpannpferden zu ſitzen und dieſe antreiben zu helfen. Gar Niemand ahnte damals wohl, daß dieſer arme Fuhrmannsjunge, der im groben Wamms gekleidet, ſo oft in die Thore Roſtocks einritt, von hier aus ſpäter das Licht der Reformation verkünden und dadurch einen unermeßlichen Einfluß auf das ganze Culturleben der deutſchen Oſtſeeländer ausüben würde. Einige mildthätige Bürger zu Dömitz, welche die ungewöhnlichen geiſtigen Anlagen des Knaben und ſeinen beſondern Hang zum Lernen erkannten, verſchafften ihm die Geldmittel, um die gelehrten Schulen zu beſuchen und ſpäter ſogar auf der damals ſo weit berühmten Hochſchule zu Wittenberg einige Jahre theologiſche Studien zu treiben. Freilich war die größte Dürftigkeit dabei unabläſſig ſein Loos und die ſchwerſten Nahrungsſorgen bedrückten ſeine Jugend, ja eigentlich ſein ganzes Leben. Joachim Slüter hat, wie ſicher bekannt, als Student oft lange Wochen nur von Milch und Brod leben müſſen, da ſeine ſpärlichen Geldmittel nicht zu anderer Nahrung ausreichten, und ſich durch Abſchreiben und ſpäter auch durch Ertheilen von Repetitionen an wohlhabendere Commilitonen

die Summen verdienen müſſen, deren er auch bei der größten Einſchränkung nun einmal nothwendig zu ſeinen Studien bedurfte. Aber unter dieſer großen äußeren Dürftigkeit litt ſein friſcher Geiſt und der unveränderte Eifer, mit dem er aus dem klaren Born der Wiſſenſchaft ſchöpfte, nicht im Mindeſten. Ja im Gegentheil ſogar, es ſchien, als ob grade der Mangel an äußeren Glücksgütern ein vermehrter Trieb für ihn ſei, ſich die koſtbaren Schätze des Geiſtes in deſto reicherem Maße zu erwerben. Wenn viele der vornehmeren Studenten nach der Sitte damaliger Zeit die ganzen Tage, mitunter auch die Nächte in unbändigen Trinkgelagen vergeudeten, ſaß der junge Slüter in ſeinem kleinen Kämmerlein zu Wittenberg, was im Winter nicht einmal geheizt werden konnte, eifrig über die dicken Folianten der Kirchenväter gebeugt und die Stunden, welche ſeine Kommilitonen auf dem Fechtboden oder bei den damals ſehr häufigen Mummereien verbrachten, benutzte er, um den Vorträgen der berühmteſten Lehrer der Hochſchule mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit zu lauſchen und deren goldene Worte ſeinem Ohre einzuprägen. So galt denn der Studiosus theologiae Joachim Slüter ſehr

bald als einer der fleißigſten, ſittſamſten und dabei auch geiſtig begabteſten Schüler auf der Hochſchule zu Wittenberg, der ſeinem Vaterlande Mecklenburg in jeder Hinſicht die größte Ehre machte und dereinſt ein ausgezeichnetes Kirchenlicht zu werden verſprach. Selbſt ältere Profeſſoren widmeten dem jungen, ſo vielverſprechenden Mann ihre beſondere Aufmerkſamkeit und die ſtreng römiſch-katholiſche Parthei, die zu jener Zeit, als ſie fühlte, daß ihre bisherige unumſchränkte Herrſchaft in Deutſchland immer mehr von dem gewaltigen Sturm der Zeit zerbröckelt wurde, mit vielem Eifer danach ſtrebte, jüngere vielverſprechende Talente in ihre Dienſte zu ziehen und dadurch die ſo arg gelichteten Reihen ihrer geiſtigen Kämpfer wieder zu verſtärken, machte ihm bald ſehr bedeutende Anerbietungen, wenn er ſich ganz ihrer Sache widmen wolle. Allein vergebens waren alle dieſe Verlockungen, denn Joachim Slüter beſaß nicht nur einen fleißigen Sinn und großes Talent, ſondern, was noch weit höher anzuſchlagen war, dabei auch einen äußerſt feſten männlichen Charakter. Weder Rang noch Reichthum konnten ihn nur im allermindeſten verleiten, von dem, was er einmal für recht

erkannt hatte, auch nur ein Haarbreit abzuweichen; er folgte nur seiner innersten Ueberzeugung und fühlte dabei den wahrhaft begeisterten Beruf in sich, mit beredter Zunge nun auch in die weitesten Kreise seine Lehren verbreiten zu helfen. Was galten ihm bei seinem einfachen Sinn und der steten Gewöhnung an ein spärliches Leben auch wohl alle Schätze der Welt gegen die innere so hoch beglückende Ueberzeugung, ein Lehrer des Rechts und der geistigen Freiheit und ein Verkünder der reinen Lehren Luthers dereinst in seiner Heimath sein zu dürfen.

Hatte er sich doch während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Wittenberg mit der größten Inbrunst zu den eifrigsten Schülern Luther's gezählt und gar aufmerksam allen den kostbaren Lehren, welche dieser große Mann und sein gleichgesinnter Freund und Genosse Melanchton dort den zahlreichen Kreisen der Studenten vortrugen, gelauscht. Wie ein Wanderer, der, in heißer Sommergluth fast verschmachtend, auf staubiger Heerstraße wandelt, plötzlich im kühlen schattigen Grunde eine silberhelle klare Quelle hervorsprudelnd findet und nun die durstigen Lippen gar nicht wieder von derem köstlichen Wasser abzubringen ver-

mag und ſolches fort und fort in nicht enden-den Zügen in ſich einſchlürfen möchte, ſo war es auch dem jungen Joachim Slüter gegangen, als er bei dem oft ſehr unerquicklichen Studium der meiſten theologiſchen Schriften jener Zeit zuerſt den Vor-trägen Luthers beiwohnen durfte. Wie oft hatten bange Zweifel, ob auch das, was er künftig zu lehren und zu predigen berufen ſei, wirklich das Wahre und Rechte enthalte, ſeine Seele gar arg gequält und das Gemüth ihm verdüſtert und in bangen ſchlafloſen Nächten hatte er gar viel gegrübelt, ob ſeine innere Ueberzeugung es ihm auch erlauben würde, ein eifri-ger Prieſter der römiſch-katholiſchen Kirche zu werden. Gar trübe Stunden, die ihm bis an das innerſte Mark der Seele zehrten, waren dies geweſen und ſein Lebensmuth hatte dabei faſt gänzlich zu verſchwin-den gedroht. Wie ein hell leuchtender Sonnenſtrahl aber plötzlich in ſiegender Gewalt alle düſteren Nebel durchbricht und eine Landſchaft, die bisher aſchgrau und farblos dalag, mit glänzendem Lichte erfüllt, ſo hatten ſogleich auch die erſten Vorträge Luther's jeden bangen und ſchweren Zweifel in ſeiner Bruſt gänz-lich gehoben. Von nun an war ihm in dem Laby-

rinth der damaligen theologiſchen Streitfragen ein ſicherer Compaß, dem er unbedingt ſich anvertrauen durfte, geworden und auch nicht der leiſeſte Argwohn an der Wahrheit jener Worte, die er aus dem Munde des großen Reformators vernahm, drückte fortan ſein Gemüth wieder. Bald ward der junge Student der fleißigſte Zuhörer und begeiſterſte Anhänger des edlen Doppelgeſtirns, Luther und Melanchthon, welches damals die Hochſchule von Wittenberg mit einem Glanze erfüllte, wie ſolchen, nicht einmal annähernd, irgend eine andere Univerſität Deutſchlands jemals, weder vorher, noch nachher beſeſſen hat.

Und auch Luther ſelbſt, der mit ſeinem klaren Blick wohl einſah, daß er zur Verbreitung ſeiner hehren Lehren gar begeiſterter Jünger, die vor drohenden Gefahren oder ſteten Entbehrungen und Plage durchaus nicht zurückſchreckten, dringend bedürfe, widmete dem jungen Slüter bald ſeine beſondere Aufmerkſamkeit. Sein ſeltener Scharfſinn erkannte den Geiſt, wie den Charakter des ſtrebſamen Hörers in richtiger Weiſe und er ſah ein, daß ihm ein würdiger Schüler durch deſſen Perſon geworden ſei. So nahm er ſich denn ſeiner auch mit beſonderem Eifer an, würdigte ihn außer

den Vorlesungen seines speciellen Umgangs und erlaubte dem dadurch hoch entzückten Studenten, ihn öfters auf seinen weiten einsamen Spaziergängen an den Ufern der Elbe zu begleiten.

So verlebte Joachim Slüter trotz aller äußern Bedrängnisse und der größten Armuth einige köstliche Jahre auf der Wittenburger Hochschule; eine fast unabläßige Zeit der höchsten innern Freude und des reinsten geistigen Genusses, in der er für sein ganzes ferneres Leben die reichsten Schätze des Wissens sammelte, die ihm kein Feind jemals wieder rauben konnte. Fort und fort durfte er in der Nähe der vielgeliebten Lehrer weilen und die edelsten Worte der Gottesgelahrtheit aus deren weisem Munde vernehmen. Ein großer Kreis von in gleicher Begeisterung für Luthers wahre Lehren erfüllten Studenten hatte sich in Wittenberg damals versammelt, und in den eifrigen Unterhaltungen und den nicht selten angestellten Disputationen mit den Commilitonen übten sich die jungen Männer in gewandten Vorträgen und lernten die schwere Kunst, die Gedanken, die ihre Köpfe erfüllten, nun auch in klaren, wohlgefügten Sätzen ihren Zuhörern vorzutragen oder die

Gründe ihrer Gegner nach den Geſetzen der Logik zu bekämpfen. Und nun gar, wenn Luther ſelbſt, deſſen frohes, jeder erlaubten Luſt des Lebens ſo ſehr geneigtes Gemüth, ſich zu dem Umgang mit jungen Leuten überaus gerne hingezogen fühlte, von einer ganzen Schaar ſeiner treueſten und beſten Schüler begleitet, in weit ausgedehnten Spaziergängen durch die üppigen Elbauen wandelte, oder ſie an rauhen Herbſt- und Winterabenden, wenn die Witterung den Aufenthalt im Freien nicht mehr geſtattete, in ſeiner Studierſtube um ſich verſammelte, um bei einem guten Trunk Zerbſter Bier manch trauliches Wort mit ihnen zu ſprechen und die an ihn geſtellten Fragen liebreich zu beantworten; welch' köſtliche Stunden waren dies!

Doch auch dieſe reiche Zeit in Wittenberg ging vorüber und die Stunde des Scheidens von der theuren Hochſchule und ihren geliebten Lehrern ſchlug für den jungen Joachim Slüter. Nur durch die äußerſte Sparſamkeit, unterſtützt durch die Freigebigkeit eines Commilitonen aus Pommern, hatte er es überhaupt zu ermöglichen vermocht, ein ganzes Jahr über das ſonſt übliche Triennium daſelbſt zu

verweilen. Jetzt abee trat die Pflicht in ihr gebieterisches Recht und erforderte die unverzügliche Rückkehr in die Heimath. Es war ein gar schwerer Abschied, den der scheidende Student von der trauten Stadt nahm, der er in geistiger Hinsicht so ganz unermeßlich viel zu verdanken hatte und die als hellstrahlende Leuchte des Geistes damals ihr Licht durch alle Gauen Deutschlands verbreitete. Und nun gar die Trennung von den geliebten Lehrern Melanchthon und Luther!

Als er vor Letzterem in stummer Wehmuth stand, da reichte der herrliche Mann ihm seine Rechte zum letzten männlichen Abschiedsgruß und legte dann wie segnend die andere Hand auf sein Haupt, dabei mit seiner sonoren, aus dem vollen Herzen kommenden und so tief wieder zum Herzen dringenden Stimme die Worte sprechend: „Und so ziehet denn hin, mein vielgeliebter Schüler und junger Freund, an dem ich stets mein Wohlgefallen haben konnte, in das Land der theuren Heimath und helft Eure Landsleute von den Irrlehren des römischen Papismus erlösen und predigt solchen die reinen Worte des Evangeliums! Dornenvoll wird zwar Euer Pfad

ſein, an ſchweren Mühen, ja ſelbſt Bedrängniſſen und Gefahren aller Art wird es nicht fehlen, der äußere Lohn dagegen kann nur gar dürftig ausfallen und kaum für des Lebens Nothdurft ausreichen, doch das innere Bewußtſein und das hehre Gefühl, nach Pflicht und Gewiſſen ſtets gehandelt und treu die Wahrheit verkündet zu haben, wird mehr als alle äußeren Schätze, welche Fürſten und hohe Herren nur ſpenden könnten, Euch reich belohnen. Hierzu aber gebe Gott der Allmächtige ſeinen Segen und verleihe Euch Kraft und Ausdauer zu Eurem ſchweren Werke!"

Wie dieſe feierlichen Worte Luthers in ſein Ohr drangen, da füllten ſich die Augen Slüters mit Thränen der Rührung und er gelobte ſich mit heiligem Schwur, nichts zu ſcheuen, und gerne Arbeit, Kummer und Elend zu ertragen, ja wenn es ſein müſſe, ſelbſt dem Tode freudig entgegen zu gehen, wenn es ihm nur vergönnt ſein könnte, dieſe hohen Erwartungen, die ſein geliebter Lehrer von ihm hege, möglichſt zu erfüllen und ſein ganzes ferneres Leben dem edeln Werke der Reformation in Deutſchland zu weihen.

Mit dieſem Gelöbniß verließ Joachim Slüter die Stube Luthers, den ſein Auge niemals wieder er-

blicken ſollte, und bald darauf auch, von dem Abſchiedsgeſang treuer Freunde geleitet, die alte Stadt Wittenberg an der Elbe Strand. Was er in jener feierlichen Stunde aber ſich ſelbſt verſprach, das hat er auch mit ſeltener Treue ſein ganzes Leben hindurch gehalten. Weder Armuth noch Gefahr konnten ihn davon abhalten, der Verkünder und begeiſterte Prediger der Reformation in den mecklenburgiſchen Landen zu werden, ja als ſelbſt ſpäter die Heimtücke ſeiner Feinde ihm das tödtliche Gift heimlich unter die Speiſen miſchte und er an deſſen ſchleichenden Folgen ſein edles Leben noch in der Kraft ſeiner Jahre frühzeitig enden mußte, hat er noch auf dem Todtenbette mit letzter ſchwacher Stimme ein Zeugniß geleiſtet, wie glücklich er ſein Geſchick preiſe, daß es ihm vergönnt geweſen ſei, die erſten Saamenkörner der Reformation in Mecklenburg mit ausſtreuen zu helfen und an deren gedeihlicher Entwicklung ſich erquickt zu haben.

Unter den Städten Mecklenburgs war Roſtock, wie es dies auch bis auf unſere Gegenwart geblieben iſt, bereits damals die weitaus bedeutendſte. Schon die dort befindliche, zu jener Zeit ſehr beſuchte Hoch-

ſchule gab der Stadt ihren erſten Rang und machte ſie auch beſonders geeignet, von hier aus das ſchwere Werk der Reformation an der Oſtſeeküſte zu beginnen. So lenkte Joachim Slüter denn ſeinen Wanderſtab von Wittenberg nach der alten Hanſaſtadt, feſt entſchloſſen, hier ſein Domicil zu nehmen und ſeine ſegensreiche Thätigkeit zu beginnen. Wie ihm bekannt war, fand er hier auch ſchon einen einigermaßen vorbereiteten Boden, um ſeine Pflanzſaat ausſäen zu können. Bereits im Jahre 1516 hatte daſelbſt ein junger Geiſtlicher, Nicolaus Ruß, ein äußerſt fähiger und thatkräftiger, leider dabei nur auch zu exaltirter und phantaſtiſcher Mann, der in näherer Verbindung mit den Ueberreſten der ſogenannten „böhmiſchen Brüder“ in Böhmen ſtand, die Lehren, für welche Huß in Conſtanz den Feuertod als ein Märtyrer der Wahrheit gelitten, zu verbreiten geſucht. Mit lauter Stimme hatte Ruß an verſchiedenen öffentlichen Orten gegen die Schädlichkeit, ja Schändlichkeit zu predigen angefangen und gezeigt, wie ſchlaue habgierige Pfaffen dadurch dem armen bethörten Volke den letzten Pfennig aus der Taſche zu locken verſuchten, um die ſo erſchwindelten Gelder in üppigem und frivolem Leben

wieder zu verpraſſen. Auch ſonſt hatte er gegen die vielerlei Mißbräuche der römiſch-katholiſchen Geiſtlichkeit manch kühnes, aber wahres Wort geſprochen und ſich dadurch den grimmigen Haß der Hunderte von Pfaffen und Mönchen aller Art, von denen es damals in der ganzen Stadt wimmelte, und deren zahlreichen Anhängern, zugezogen gehabt. Ihre Nachſtellungen wurden zuletzt ſo heftig und der Schutz, den der junge begeiſterte Prediger bei der Bürgerſchaft fand, war leider ein ſo geringer, daß ſein Leben immer heftiger bedroht wurde und er endlich heimlich bei Nacht und Nebel aus Roſtock flüchten mußte. Einige Wochen fand er in Warnemünde, wo ſeine Reden einen beſonderen Anklang gehabt hatten und ganz beſonders der alte beinloſe Fiſcher Wegner zu ſeinen unerſchrockenſten Anhängern gehörte, eine verborgene Zuflucht, bis ihn dann ein Roſtocker Schiffer mit nach Liefland nahm, um ihn dadurch den unabläſſigen Verfolgungen ſeiner erbitterten Feinde gänzlich zu entziehen. Dort fand er bei einem angeſehenen Edelmann, welcher der neuen Richtung zugethan war, einen ehrenvollen Platz als Hausgeiſtlicher, ſoll aber bald darauf ſchon geſtorben ſein. War Nicolaus Ruß nun

auch glücklich den Nachstellungen der Rostocker Pfaffenparthei entronnen, so verfolgte deren Haß in blinder Wuth noch die von ihm hinterlassenen Druckschriften und Manuskripte. Auf Veranstaltung der pfäffischen Parthei ward auf dem freien Platz vor der Kirche zu St. Marien ein mächtiges Feuer angezündet und dabei nicht allein das grob auf einer Holztafel gemalte Bild des Flüchtlings, sondern auch seine Bücher und die Abschriften der von ihm gehaltenen Predigten feierlich den Flammen übergeben, wobei der fanatische Mönch des Dominikanerklosters zu St. Johannis, Pater Rothstein, eine sehr heftige Rede hielt und den Wunsch aussprach, daß alle Ketzer und Ungläubigen, welche die Autorität des päpstlichen Stuhles in Rom anzutasten wagten, ein gleiches Schicksal in den Flammen finden möchten. Die Bücher selbst konnte man freilich wohl dem Feuer übergeben, allein von ihrem Inhalt war gar manches goldene Wörtlein doch unter das Volk gedrungen und verbreitete sich gleich einem edeln Saamen, den eine kundige Hand ausgestreuet hat, immer weiter und weiter in stets größeren Kreisen. Besonders unter einem Theile der Studenten und zwar namentlich unter solchen,

die durch ein geringeres Vermögen mehr von den Zechgelagen und anderen rauschenden Vergnügungen abgehalten und zu einer stilleren, mit geistigen Arbeiten und selbstthätigem Nachdenken verbundene Lebensweise hingewiesen wurden und dann unter den kühnen Seefahrern und deren Angehörigen, hätten diese Lehren schon manche stille Anhänger gefunden. So war bereits in aller Verborgenheit eine zwar noch kleine und nach Außen hin nicht sonderlich mächtige aber doch in sich feste und kräftige Parthei, welche für die Lehren Luthers offene Ohren und empfängliche Herzen hatte, vorhanden, obgleich von der öffentlichen Trennung vom Papismus und der Gründung einer besonderen Confession noch keine Rede sein konnte.

Von diesen Verhältnissen in Rostock schon in Wittenberg unterrichtet, hoffte Joachim Slüter desto mehr, hier Gutes stiften und der reinen Lehre Luthers viele warme Anhänger zuführen zu können.

So wanderte denn an einem schönen Frühlingstag des Jahres 1521 ein junger Mann in der bescheidenen Kleidung eines reisenden Studenten, den Ränzel auf dem Rücken, den Knotenstab in der Hand,

Bayerische Staatsbibliothek München

das damals keinem Wanderer fehlende kurze Schwert an der Seite, durch das Steinthor in die alte Stadt Roſtock ein. War auch ſein Aeußeres ſehr beſcheiden und konnte er wegen ſeiner knappen Geldmittel nur eine untergeordnete Herberge aufſuchen, ſo hat doch ſelten ein größerer, geiſtig höher ſtehender Mann die viel-thürmige Stadt betreten, als dies in jenem armen Fußwanderer geſchah.

Es gelang Slüter bald eine, wenn auch nur ſehr geringe Stelle als Lehrer an der Knabenſchule der Kirche zu St. Petri zu erhalten. Zwar war ſein Gehalt ſo dürftig, daß er kaum zur Nothdurft des Lebens ausreichte, und dabei ſeine Thätigkeit eine ſehr beſchwerliche und anſtrengende, allein dennoch freute ſich der junge Mann, daß ihm das Glück ſo ſchnell dieſes Amt verliehen. Hatte er doch dadurch nun gleichſam einen feſten Fuß in Roſtock gefaßt und fand durch ſeinen Beruf die ihm ſo ſehr erwünſchte Gelegenheit, mit den Bürgern der Gemeinde St. Petri in vielfache nähere Berührung zu kommen und ſich ſo allmählich deren unbedingtes Vertrauen zu gewinnen. Es lag ſo ungemein viel Edles in der ganzen Natur Slüters und alle Worte, die er ſprach, ver-

riethen so sehr den reichen Quell der wahren inneren Begeisterung, der in ihm sprudelte, daß er überall sich bald zahlreiche und treu ergebene Freunde zu gewinnen wußte. Kaum ein Jahr war nach seinem Eintritt in die Stadt verflossen, da gehörte der thätige Mann schon zu den beliebtesten Volkslehrern, dessen Ruf sich bereits auch über die anderen Kirchspiele auszubreiten begann und der zahlreiche Freunde in allen Quartieren besaß. Namentlich der ganze Theil der Bevölkerung, der zu den Anhängern des Nicolaus Ruß gezählt hatte, stand jetzt unbedingt auf seiner Seite, denn frei und mit männlicher Unerschrockenheit bekannte er sich zu den Lehren Luthers und benutzte jeden Augenblick, Angehörige dafür zu werben. Dabei gewann seine ungekünstelte Popularität, mit der er gern und oft trotz seiner großen Gelehrsamkeit in allen Kreisen des Volkes verkehrte, ihm besonders auch viele Verehrer unter den niedrigen Ständen. Obgleich selbst von der äußersten Mäßigkeit und dem starken Trinken, wie solches damals so sehr in der Sitte der Zeit lag, abhold, verweilte er häufig doch ganze Abende in den großen, zahlreich besuchten Trinkstuben, da er hier die beste Gelegenheit

fand, mit den Seefahrern und den Mitgliedern aller Zünfte auf eine unbefangene Weiſe zu verkehren und manch gutes Wort, welches nicht verloren ging, zu ihnen zu ſprechen. Gar merkwürdig war aber der Zauber, den ſeine Gegenwart ſelbſt auf die roheſten Beſucher jener Locale auszuüben pflegte. So wie er nur erſchien, verſtummten alsbald alle lauten Scherze und kein rohes Wort ward mehr gehört, was ſonſt für gewöhnlich vielfach damals der Brauch war. In ernſten und dabei doch vertraulich heitern Geſprächen ſuchte Slüter ſich nun mit dieſen Gäſten zu unterhalten, ihnen über die mancherlei Vorkommniſſe in ihrem häuslichen Leben einen guten Rath zu ertheilen und ſomit allmählich ſich ihr unbedingtes Vertrauen zu gewinnen. Daneben verſäumte er aber nicht, die Mißbräuche des damaligen Papismus ſeinen Zuhörern offen zu erklären und ſie zugleich auf die Reinheit der von Dr. Martin Luther gepredigten Lehren aufmerkſam zu machen und wußte dies auf eine ſo beredte Weiſe zu thun und jeglichen ſteifen langweiligen Predigerton ſo glücklich dabei zu vermeiden, daß nicht allein alle ſeine Zuhörer dieſen Worten gerne lauſchten, ſondern auch viele gute

Früchte mit davon nach Hause nahmen. So viel vermochte ein einziger junger, an Rang und äußerer Stellung höchst unbedeutender Mann, der nebst geistiger Begabung auch den kräftigen Willen besaß, ein wahrer Lehrer des Volkes in des Wortes höchster und edelster Bedeutung zu werden und der jeden Tag, an dem er nicht etwas Gutes gethan hatte, selbst als einen verlorenen seines Lebens betrachtete. Da es ihm bisher noch nicht gelungen war, öffentlich als Kanzelredner auftreten zu können, denn die ihm größtentheils schon sehr feindlich gesinnte Geistlichkeit wußte dies stets zu hintertreiben, so hielt Slüter mitunter an langen Winterabenden häusliche Erbauungsstunden ab. Die Schulstube hiefür zu benutzen, ward ihm untersagt und da seine Wohnung sehr beschränkt war und der Kreis der Besucher dieser Stunden in rascher Frist immer mehr anschwoll, so nahm er den Saal der vielbesuchten Schifferherberge „Zur Rose," die am Strande unweit des Kosfelderthores lag. So war es ihm möglich geworden, das Versprechen, welches er seinem großen Lehrer Luther beim Scheiden gegeben hatte, auf eine wider Erwarten glückliche, schnelle und umfangreiche Weise zu erfüllen, und noch

nicht zwei Jahre weilte er nun in Rostock, da bestand dort bereits ein fester Kern einer zahlreichen Parthei der gläubigsten Anhänger der Reformation, als deren Haupt der Lehrer Slüter allgemein angesehen wurde. Meistentheils gehörten seine, von ihren fanatischen Gegnern als Ketzer verschrieenen und bitter gehaßten Zuhörer dem unteren und mittleren Bürgerstande an. Der wohlweise Rath, wie überhaupt mit geringen Ausnahmen die vermögenden Kaufherren und die meisten erbangesessenen Bürger waren der katholischen Kirche noch zugethan, ja zeichneten sich mitunter sogar durch blinde Ergebenheit gegen deren Priester aus. Im Geheimen mochte freilich auch schon manch angesehener Mann ein Wohlgefallen an der neuen Lehre finden und deren volle Wahrheit erkennen, doch scheute er sich, dies öffentlich einzugestehen, um seine gesellschaftliche Stellung durch solch öffentliches Bekenntniß nicht zu gefährden oder seine Würde gar zu beeinträchtigen. So herrschte denn jetzt eine gewaltige religiöse Gährung in der Stadt und mit immer steigender Heftigkeit standen die Freunde der alten und der neuen Lehre sich gegenüber. Noch bildeten Letztere die schwächere Parthei, besaßen noch keinen eige-

nen Prediger, ja hatten es sogar vermeiden müssen, den entscheidenden Schritt einer öffentlichen Lossagung vom Papismus zu unternehmen und eine eigene getrennte Gemeinde zu bilden.

Zwei Jahre hatte Slüter nun bereits als Lehrer an der Schule der Gemeinde zu St. Petri gewirkt, als eine Predigerstelle an dieser Kirche erledigt wurde. Ihrem geliebten Freunde diese zu verschaffen und ihm dadurch die von ihm selbst, wie von allen seinen Verehrern so heißersehnte Gelegenheit zu geben, die neue Lehre auch fortan frei von der Kanzel verkünden zu können, war nun der eifrigste Wunsch seiner Anhänger. Auf der andern Seite war freilich die katholische Parthei auf das Aeußerste entschlossen, sich diesem, in ihren Augen ruchlosen Vorhaben ganz entschieden zu widersetzen und jegliches Mittel anzuwenden, daß der so bitter gehaßte Mann keine Kanzel in Rostock besteigen könne. In allen Familien der Gemeinde, in denen sie irgendwie nur zugängliche Ohren zu finden hofften, liefen die Pfaffen umher und baten und beschworen, dem Slüter ja nicht die Stimme bei dieser Predigerwahl zu geben. Verstieg sich sogar ihr Eifer mitunter so weit, denen, die ihren Ermahnungen

nicht folgen und in frechem Ungehorsam anders stimmen würden, als die streng klerikale Parthei dies wünschte, mit dem Bannstrahl der Kirche und der ewigen Verdammniß der Seelen im Fegefeuer zu drohen. Selbst bis in die anderen Kirchspiele der Stadt verbreitete sich die Aufregnng dieser Wahl, denn auch dort war die pfäffische Parthei nach Kräften thätig gewesen, Alle, welche durch Verwandtschaft oder sonstige Verbindungen irgendwie nur Einfluß auf Mitglieder der Petrigemeinde besaßen, dahin zu bearbeiten, daß sie solchen für ihre Zwecke verwenden möchten. Freilich gab es schon gar manche Familien in allen Kirchspielen, in denen sich die Pfaffen und Mönche zu diesem Zwecke gar nicht mehr zu zeigen wagten, da sie doch gewiß sein konnten, kein geneigtes Ohr daselbst zu finden, ja sogar selbst einen unsanften Empfang zu befürchten hatten.

So hatte denn diese am Sonntag Lätare des Jahres 1523 zu St. Petri stattfindende Predigerwahl in der ganzen Stadt schon wochenlang vorher eine so gewaltige Aufregung der Gemüther hervorgebracht, wie dies früher bei ähnlichen Vorkommnissen auch nicht einmal annähernd geschehen war. Fast von

nichts Anderem ward in den Trinkſtuben, den Locale
der Bader, damals ſehr beſuchte Orte von allen
Neuigkeitskrämern, ja ſelbſt in den vertrauteſten Clo-
ſetts der erſten Geſchlechterhäuſer geſprochen, wie auch
auf den Marktplätzen, Werften der Schiffsbauer und
in allen Werkſtätten der Zünfte, das Streiten und
Hin- und Hergerede über dieſe Wahl kein Ende neh-
men wollte. Daß Slüter bei allen Klaſſen, die mit
der Seefahrt, dem Schiffbau und der ſonſtigen Ar-
beit am Strande zuſammenhingen, die meiſten und
eifrigſten Verehrer beſitze, zeigte ſich in dieſen, der
Wahl voraufgehenden Wochen ſehr bemerklich, und
da gerade von dieſer Klaſſe der Bevölkerung ein be-
deutender Theil zu der Gemeinde von St. Petri gehörte,
ſo konnte er wohl eine gegründete Hoffnung hegen,
bei der Stimmenſammlung die größte Mehrheit zu
erhalten. Hatte doch ein unverſchämter Bettelmönch,
der am Strande eine wüthende Predigt gegen dieſen
Liebling der Schiffsbauer und Matroſen gehalten
und ihn darin eine Ausgeburt der Hölle genannt
hatte, die böſe Erfahrung machen müſſen, daß ihn die
darob erzürnten Arbeiter einer Werfte, nach der ge-
walttätigen Sitte jener Zeit, die überhaupt immer

raſche Handlung liebte, ohne Weiteres an ſeiner Kutte packten und in die Warnow warfen, damit er dort ſeinen Eifer in dem kalten Märzwaſſer abkühlen möge. Nur mit Mühe konnte der laut um Hülfe ſchreiende Mönch von einigen mitleidigen Männern wieder aus dem Waſſer gezogen und gerettet werden, worauf er hoch und heilig es verſchwor, jemals wieder vor ſolchen Zuhörern eine Predigt gegen das Ketzerthum halten zu wollen. Wer alſo an dieſem Sonntag Lätare nur ein Recht dazu beſaß und ſeine Stimme mitabgeben durfte, befand ſich gewiß in der Kirche; ein nicht geringer Theil der ſonſtigen Bevölkerung aber, als nicht zum Kirchſpiel gehörend, hatte ſich vor Ungeduld auf dem Altmarkt aufgeſtellt und bildete dort die Volksmaſſe, die wir im Anfang unſeres Kapitels möglichſt treu zu ſchildern verſuchten. Alle, welche links des breiten Ganges, der zur Hauptthür der Kirche führte und mit Mühe von den Söldnern der Schaarwache freigehalten wurde, ſich aufhielten, beſtanden aus den Anhängern Slüters, jene rechts aber aus ſeinen Feinden und Widerſachern.

Ganz außergewöhnlich lang währten dieſes Mal aber die Formalitäten in der Kirche, deren ſämmtliche

Thüren, um den ungeſtümen Andrang der Menge zu verhüten, feſt geſchloſſen waren. Schon hatte die Uhr an dem hohen, ſpitzen, erſichtlich ſchief nach der einen Seite hängenden Thurme zu St. Petri, dies weit ſichtbare Wahrzeichen der Stadt Roſtock, längſt die elfte Stunde, damals die allgemein übliche Mittagszeit, geſchlagen und noch immer wollten die Thüren ſich nicht öffnen, um der ungeduldig harrenden Menge das Endergebniß der Wahl zu verkünden. Und nun dies feſttägliche Mittagsmahl und gar beſonders am Sonntag Lätare, wo ein alter Gebrauch es forderte, daß jeder, der es nur irgend möglich machen konnte, gebratene Fiſche aß, kalt werden zu laſſen, war in der That eine ſtarke Zumuthung an den geſunden Appetit, deſſen ſich die guten Roſtocker wie überhaupt alle Bewohner der Küſtenländer, in denen die Seeluft gewaltig zehrt, ſtets zu erfreuen hatten. Doch das Intereſſe, welches Alle an dem Ausfall der Wahl nahmen, war ein ſo reges, daß trotz der Ausſicht der auf dem Tiſche harrenden gebratenen Aale mit ihrem verführeriſchen Dampfe nur ſehr vereinzelte Perſonen den Platz verließen, um zu Hauſe das Mittagsmahl nicht verdampfen zu laſſen.

Beſonders Alle, die auf der linken Seite ſtanden, hielten wacker aus und boten kalten Regenſchauern, heftigen Windſtößen und, was den meiſten von ihnen noch empfindlicher war, ſelbſt dem Hunger nach dem verſpäteten Mittagsmahl heldenmüthigen Trotz, um ja ſo bald als möglich das Endergebniß der Wahl zu erfahren. Freilich immer unruhiger und unruhiger ward nach und nach die Volksmenge, immer lautere Spottworte und höhniſche Neckereien flogen von beiden Partheien herüber und hinüber und nur mit äußerſter Anſtrengung vermochten die Söldner den Gang in der Mitte frei zu halten und offene Feindſchaftlichkeiten zu verhüten.

Da endlich — es mochte ungefähr 12 Uhr ſein — öffnete ſich die Hauptthüre der Kirche und der Rathsherr Cordes, welcher als Bevollmächtigter eines hohen Raths die Ordnung der Wahl überwacht hatte, trat in ſchwarzer Feſtkleidung, das Schwert an der Seite, zuerſt heraus. Vor ihm und hinter ihm als Ehrenwache, marſchirten je zwei Söldner der Schaarwache mit ihren Hellebarden. Der Rathsherr, ein wohlangeſehener Mann in der Stadt, ſah ungemein verdrießlich aus und ſein ohnehin ſchon ſtrenges Antlitz

hatte jetzt einen gar finstern Ausdruck. Er gehörte zu den eifrigsten Anhängern der streng papistischen Parthei und so ließ sein Aussehen das Ergebniß der Wahl und daß solche für Joachim Slüter sehr günstig ausgefallen sein müsse, schon im Voraus mit ziemlicher Sicherheit vermuthen. Zwar war es eigentlich gegen den damaligen Brauch, daß ein Rathsherr, wenn er in Amt und Würden unter der Ehrenescorte von Hellebardierern feierlich durch die Straßen schritt, so ohne Weiteres angesprochen werden durfte, allein diesmal war die Spannung doch zu groß und so versuchten einige nähere Bekannte von der rechts stehenden Parthei die Fragen: „Wie ist's? Wie steht's? Wohl nur schlecht?" an ihn zu richten. Ein stummes ärderliches Neigen mit dem Kopfe war aber die einzige Antwort, die den Fragern zu Theil ward, denn einerseits liebte der Rathsherr Cordes eine solche Nichtbeachtung der Etiquette gar nicht sonderlich, andrerseits war er auch selbst viel zu verdrießlich, um sich auf längere Unterredungen hier jetzt einzulassen. Ward sein innerer Ingrimm dazu noch durch das laute Jubeln der linken Parthei, die aus seinem brummischen Aussehen mit Recht schließen durfte,

daß Slüter die Stimmenmehrheit der Wahl erhalten hätte, nicht wenig gesteigert.

Bald nachdem der Rathsherr die Kirche verlassen hatte, quollen aus deren weit geöffneten Thüren von allen Seiten die Bürger, welche ihre Stimmen abgegeben hatten, heraus und mischten sich, je nach ihrer Parthei, unter die verschiedenen Volkshaufen. Und nun gab es Fragens und Antwortens und der lauten Ausrufungen der Freude und des Zornes genug auf beiden Seiten, als erst das Resultat der Wahl bekannt geworden war. Ein brausendes Geräusch der immermehr anschwellenden Volksmasse, denn aus allen Häusern des Altmarkts und der angrenzenden Straßen kamen die Neugierigen herbeigestürzt, um das Neueste zu vernehmen, erfüllte die Luft. Wo die Gruppen der streng katholisch Gesinnten standen, hörte man laute Reden des Zornes und Unwillens und selbst die Ausrufungen „die Wahl sei eine Schande für die Stadt" oder „es sei das Beste, den verfluchten lutherischen Ketzer am ersten Bamm nur aufzuknüpfen" wurden wiederholt gesprochen. Ganz anders freilich klang der Jubel und das Freudengeschrei von der entgegengesetzten linken Parthei, denn bald war

es allgemein bekannt, daß Joachim Slüter eine sehr bedeutendere Mehrheit aller gültigen Stimmen erhalten habe und somit zum wirklichen Prediger der Gemeinde ernannt sei.

Immer feindseliger ward jetzt aber die Haltung beider Partheien und gehässiger ertönten die Spott- und Hohnworte von hüben und drüben, ja manche kräftige Fäuste ballten sich drohend und kampfgewohnte Arme wollten hie und da schon zu den Schwertern greifen. Da blutige Raufhändel zu jener Zeit leider nicht zu den ungewöhnlichen Erscheinungen gehörten, so mußte man befürchten, daß auch dieser Tag der kirchlichen Feier mit einer solchen enden würde.

Schon fing der bei allen wilden Kämpfen wohlerfahrene Rottmeister Horwath an, seine Leute alle nach der rechten Seite zusammen zu ziehn, um die Macht der dort stehenden Parthei bedeutend damit zu verstärken, wenn es wirklich zu einem ernstlichen Kampfe kommen sollte. Wohl an 50 Söldner der Scharwache, lauter kräftige in Wehr und Waffen wohlgeübte Männer, standen dicht geschaart um ihren Führer und streckten die langen schweren Hellebarden drohend vor sich her. Freilich fingen auf der andern Seite auch

die Matroſen an ſich zu vereinigen und mit lautem Geſchrei ihre Enterſchwerter zu ziehen, um in wildem Anlauf ſich gegen dieſe bitter gehaßte Schaarwache zu ſtürzen. Klagend und ſchreiend liefen die meiſten Frauen von dem Platze, der vielleicht in wenigen Minuten ſchon von dem Blute der ſich gegenüber, in wilder Wuth zerfleiſchenden Bürger geröthet werden ſollte, und auch manche friedlicher geſinnten Männer, die Lärm und Zank lieber vermieden als aufſuchten, rüſteten ſich zum Fortgehen. Als aber die Aufregung ſchon am Höchſten geſtiegen zu ſein ſchien, da öffnete ſich plötzlich die Thür, die zu der Sakriſtei der Kirche führte und der Mann, um deſſentwillen ſich all dieſer wilde Streit zu entſpinnen drohte, Joachim Slüter, trat auf den Platz heraus. Seine ganze Erſcheinung war eine ſo würdevolle und eine unwillkürlich Ehrfurcht gebietende, trotz ſeines noch ziemlich jugendlichen Alters, daß ſie auch jetzt wieder ihren Eindruck nicht verfehlte. Eine ſofortige Stille trat auf dem großen weiten Platze ein und wenigſtens für den Augenblick ſchien aller Streit beendet zu ſein. Der Sitte der katholiſchen Geiſtlichen, welche möglichſt bunte Farben und reiche, das Auge

beſtechende Stickereien in Gold und Silber an ihren Gewändern liebten, entgegen, trug Slüter den einfach ſchwarzen, in langen edlen Falten darniederwallenden Chorrok, wie Martin Luther ſolchen bei den Predigern ſeiner Schule bereits eingeführt hatte, und dazu auf dem Haupte ein ſchwarzes vierkantiges Barett. Nur ein blendend weißer, ſteifgekräuſelter Halskragen unterbrach dieſe dunkle, ſo einfach und würdevoll ausſehende Schwärze ſeines Anzuges. Das ziemlich lang herabfallende Haupthaar und ebenſo der volle Bart waren bei Slüter ebenfalls von ſchwarzer Färbung, weshalb ihn ſeine vielen Gegner ſpäter auch wohl häufig aus Hohn und Spott kurzweg mit dem Namen „der Schwarze" bezeichneten, da ſolche dunkle Haarfärbung in Mecklenburg ſonſt nur ziemlich ſelten vorkam. Sein edel geformtes Antlitz, bei dem die hohe Stirn ſehr hervortrat, zeigte eine große Bläſſe, wie ſolche bei Männern, welche ſich einer angeſtrengten geiſtigen Beſchäftigung widmen und den größten Theil ihrer Zeit hinter dem Studirtiſch verbringen, oft eintreten wird. Der Blick des großen dunkeln Auges war milde, hatte dabei zugleich aber auch einen ernſten Ausdruck, in dem ſeltene Willenskraft und eine nicht

zu beugende Festigkeit des Geistes lagen. So war die ganze äußere Erscheinung Slüters sowohl eine ungemein fesselnde und die Herzen gewinnende, dabei zugleich aber auch bedeutungsvolle und Respect einflößende, obgleich seine Gestalt sonst nur klein und schwächlich und die Körperhaltung vornüber gebeugt und etwas nachlässig sich zeigte.

Mit schnellem Blick hatte er den ganzen Volkstumult übersehen und sogleich erkannt, welche blutige Zwistigkeiten alsbald entstehen könnten. Hell und volltönend erklangen gleich darauf seine Worte:

„Laßt ab von Eurem ebenso thörichten wie frevelhaften Beginn, meine Freunde, und entheiligt nicht den Tag des Herrn durch schnödes Blutvergießen. Die Sache, der wir anhängen, steht zu hoch und hehr, als daß sie durch solche grobe Unordnungen entweiht werden dürfte. Wer daher zu mir hält und meinen Lehren getreu sein will, der stecke sein Schwert oder Messer ein und senke seine Faust und eile daheim zu seiner Familie, wo schon das dampfende Mittagsmahl seiner harrt. Dort möge er den Seinen die frohe Kunde erzählen, daß ich am heutigen Tage durch Gottes Gnade und meiner lieben Freunde

Eifer zum Frühprediger an dieſer Kirche erwählt wurde und hoffentlich in wenigen Tagen mein neues Amt zum Heil und Frommen der Gemeinde ſchon antreten kann.“ So ſprach Slüter mit lauter, weit über den Platz ſchallender Stimme und wirklich wunderbar ſchien die Wirkung zu ſein, welche ſeine Rede ausübte. Die entblößten Schwerter der Seefahrer fuhren ſchnell wieder in ihre Scheiden und die ſchon zum Schlagen erhobenen Stöcke und Spieße ſanken nieder. In kleine Gruppen löſten ſich die zuſammengedrängten Volkshaufen auf, um den Heimweg in die verſchiedenen Stadttheile anzutreten, und bald darauf war der geräumige Altmarkt wieder ebenſo menſchenleer, als dies ſonſt für gewöhnlich der Fall war.

Erfreut, daß ſeine wenigen Worte eine ſolche gute Wendung hervorgebracht hatten, ſchritt nun auch Slüter von einigen beſonders treuen Freunden geleitet und gegen etwaige Inſulten der papiſtiſchen Parthei geſchützt, nach dem Hauſe des ehrſamen Bürgers und Baders Peter Schmidt, der ihm ſeit zwei Jahren bereits auf die uneigennützigſte Weiſe den Mittagstiſch umſonſt gegeben und ſomit ihm ermöglicht

hatte, mit ſeinem geringen Gehalt als Lehrer auszukommen. Wollte er doch heute auch an ſeinem Ehrentage abſichtlich das Mahl des wackern Mannes nicht verſchmähen und ſo ihm durch die That zeigen, daß er auch als Prediger nicht zu ſtolz geworden ſei, mit einem gewöhnlichen Bader auf die freundlichſte Weiſe zu verkehren.

So war der Sonntag Lätare im Jahre 1523 ein bis in die fernſten Zeiten in der Geſchichte Mecklenburgs und der geſammten deutſchen Oſtſeeküſte hoch wichtiger und erfreulicher Tag, denn an ihm wurde der erſte Prediger, welcher offen die Lehre Luthers verkündete, von der Gemeinde zu St. Petri in Roſtock gewählt.

Drittes Capitel.

Eine Berathung im Kloſter der Dominikaner zu St. Johannis in Roſtock zur Ausrottung des Ketzerthums in der Stadt.

In der Zelle des Priors des Dominikanerkloſters zu St. Johannis, des gelehrten, als eifrigen Streiters der Kirche bekannten Cornelius de Senkis, war an einem ſchönen Frühlingsabend eine ſo zahlreiche Geſellſchaft vereinigt, daß der enge Raum die Gäſte alle kaum zu faſſen vermochte. Es war daher erwünſcht, daß die Thüre, die aus der Zelle in den ziemlich geräumigen, mit hohen Lindenbäumen und manchen friſchgrünenden Pflanzen oder jetzt in der erſten Blüthe prangenden Geſträuchen beſetzten Nutz- und Ziergarten des Kloſters führte, weit geöffnet wurde,

um ſo mehr Licht und Luft in das ziemlich niedrige Gemach hineinzulaſſen. Da eine große Steinmauer den Garten von allen Seiten einſchloß und von den benachbarten Häuſern und Gärten trennte, ſo waren die darin Wandelnden vor neugierigen Spähern und unberufenen Lauſchern ohnehin geſchützt. Wie ſüß dufteten dabei die großen weitſchattigen Lindenbäume, welch aromatiſcher Geruch ſtrömte von den Beeten aus, die mit den verſchiedenſten Würzkräutern bepflanzt waren, welche zum Nutzen der ſehr gut verwalteten Küche von den Mönchen reichlich angebaut wurden, und miſchte ſich mit dem Wohlgeruch der hochſtämmigen Roſenſtöcke an der einen Gartenmauer, die der Bruder Gärtner des Kloſters, mit beſonderer Vorliebe pflegte. Dazu ſangen in den Zweigen der Bäume und Büſche gar mancherlei Singvögel mit voller Bruſt ihre Frühlingslieder, ja ſelbſt eine Nachtigall, die in der hinterſten Ecke, wo der Garten an den Wallgraben ſtieß, in einem Hollunderſtrauch ihr Neſt zu haben ſchien, ließ mit unermüdlichem Eifer ihre wunderbar melodiſche Stimme der Liebe und des Friedens ertönen. Es war ein ſo wonniger milder Abend voll Blumenduft und Vogelſang, wie ſolchen

die Natur unſerm deutſchen Norden nicht allzu häufig ſpendet. Alles rings umher athmete Luſt und Leben und ein friſches Verjüngen der Natur zur neuen Kraft und ſelbſt die Bruſt eines Unglücklichen mußte in ſolchen Stunden der Weihe, wo die Erde ſich mit ihren vollſten Reizen ſchmückte, frohe Hoffnung ſchöpfen, der Verzagende ſich wieder neu aufrichten und Groll und Mißgunſt in den Gemüthern der Menſchen — wenigſtens für eine kurze Zeit — wieder zurückgedrängt werden. Und doch war dies bei den hier in der Zelle verſammelten Männern nicht der Fall. Es mochten wohl 18—20 Anweſende ſein, darunter 7—8 Dominikanermönche des Kloſters, unter denen ſich der uns ſchon bekannte Pater Rothſtein ſowohl durch die Energie ſeines Auftretens, wie auch den klugen, lebendigen, von innerm Feuer glühenden Blick ſeines tiefliegenden Auges beſonders bemerklich machte. Unter den übrigen Anweſenden zeichneten ſich mehrere angeſehene Rathsherrn, dann auch die Häupter bekannter Geſchlechter der Stadt und auch einzelne Eigenthümer großer Kaufhäuſer aus. Unter Letzteren war auch Herr Niclas Wulf, der uns ſchon von früher bekannte reiche Kaufherr und Beſitzer der

Galeaſſe „der Greif von Roſtock," die jetzt auf den Wogen des Meeres nach Drontheim ſchwamm. Wie ſein ganzes Ausſehen zeigte, ſchien er Einer der Erregteſten in dieſer Verſammlung zu ſein. Auch der alte Rottmeiſter Horwath fehlte nicht, verhielt ſich aber, ſeines untergeordneten Ranges wohlbewußt, diesmal ziemlich ſtill und beſcheiden, was von ſeiner ſonſtigen Unverſchämtheit ſtark abſtach.

Nach den Gewohnheiten jener Zeit, die ſich weder ein Vergnügen noch ein Geſchäft denken konnte, ohne daß dem Becher dabei ſtark zugeſprochen wurde, ſtand auf dem Tiſche, um den die Mehrzahl der Gäſte ſaß, ein mächtiger Krug mit Wein, aus dem die Becher der Einzelnen ziemlich häufig gefüllt wurden. Der Prior hatte dem Bruder Kellermeiſter den ausdrücklichen Befehl gegeben, aus dem wohlberühmten Weinkeller des reichen Kloſters heute, dem Zweck der Verſammlung und dem vornehmen Beſuch zu Ehren, etwas ſehr Gutes zu ſpenden. Das hatte auch der Bruder Kellermeiſter, ein luſtiger Rheinländer mit feiſtem Bäuchlein und ſtark geröthetem Geſicht, der ſelbſt einen guten Trunk mehr als die hora liebte und lieber und beſſer mit dem Weinheber

als mit dem Meßbuch umzugehen verſtand, ſich nicht zweimal ſagen laſſen. In der äußerſten Ecke des großen gewölbten Weinkellers lag ein Mutterfaß mit edlem Rüdesheimer, den die Roſtocker Dominikaner von ihren Confratres im güldenen Mainz echt und unverfälſcht, freilich gegen den Erlag von einer nicht geringen Zahl von Mark lübiſch Courant, geſandt erhalten, und aus dieſem Faß war die große Schleifkanne, die auf dem Tiſch ſtand, an dem heutigen Abend ſchon wiederholt gefüllt worden. Wie flüſſiges Gold ſchimmerte der edle Wein in den großen Pokalen von Silber oder kunſtvollen venetianiſchem Glaſe — denn das Kloſter zu St. Johannis war ein ſehr reiches an Gütern und Stiftungen — und der würzige Duft, den er ausſtrömte, erfüllte die ganze Zelle und miſchte ſich mit dem Geruch der Roſen und anderen Blüthen, der durch die geöffnete Gartenthüre eindrang. Daß die meiſten Anweſenden dem edlen Naß ſchon weidlich zugeſprochen hatten, konnte man aus ihren mehr oder weniger glühenden Geſichtern und dem lebhafteren Glanz ihrer Augen gar deutlich erkennen. Vorzüglich der Rottmeiſter Horwath, der gewiß keine Gelegenheit vorübergehen ließ, wo er einen guten

Trunk umſonſt erhalten konnte, ſprach dem Becher gar weidlich zu und ſein ſchlaues Augenzwinkern trieb den befreundeten Pater Kellermeiſter immer wieder ſchnell zu einer neuen Füllung an.

Wenn aber der alte Spruch ſagte: „daß der Wein des Menſchen Herz erfreue und ſein Genuß die Gemüther fröhlich ſtimme", ſo war dies hier bei dieſer Gelegenheit wahrlich nicht der Fall. Im Gegentheil ſogar herrſchten Zorn und Entrüſtung überall, ein finſterer Geiſt ſchien in der ganzen Verſammlung zu walten und mit der Zahl der geleerten Becher die Aufregung immermehr zu ſteigern. Ließ ſich dies doch auch aus der Urſache, weshalb der Prior ſeine Gäſte jetzt in ſeine Zelle zuſammen geladen hatte, leicht erklären. Es galt nämlich einen Entſchluß zu faſſen, auf welche Weiſe dem verderblichen Einfluß von Joachim Slüter, der ſeit ſeiner Ernennung zum Frühprediger an der Kirche zu St. Petri noch immer zugenommen hatte, die feſteſten Schranken entgegen zu ſetzen ſein würden und welche Mittel man anwenden müſſe, um dieſen den Intereſſen des Papismus ſo gefährlichen Menſchen möglichſt unſchädlich zu machen, ja wenn es anginge, ganz aus Roſtock zu

entfernen. Zu diesem Zwecke hatte der Prior die angesehensten Männer der Stadt, welche als die eifrigsten Verehrer der katholischen Parthei bekannt waren, jetzt hierher in sein Kloster geladen, um so mit vereinten Kräften zu berathen, welche Mittel wohl die besten sein möchten, und dann auch den gemeinsam gefaßten Entschluß auf die rücksichtsloseste Weise durchzuführen.

So eben hatte Pater Rothstein, der heftigste und wegen seiner unleugbaren geistigen Begabung zugleich gefährlichste Gegner der neuen Lehre in Mecklenburg, seinen längeren Vortrag, in dem er die Ausbreitung dieses Ketzerthums in der Stadt schilderte und die Zuhörer bat, nöthigenfalls mit Feuer und Schwert solche ruchlose Lehre auszurotten, beendet. Das Auge des Sprechers glühte noch von innerer Erregung, die ihn selbst dabei erfaßt hatte und angegriffen von der Anstrengung des langen Sprechens, sank er auf seinen Lederseſſel fast ermattet zurück. Aber auch nicht vergeblich waren seine feurigen Worte gewesen, sondern hatten bei den Meisten tiefen Eindruck gemacht; das konnte man aus den Gefühlen, die sich auf ihren Gesichtern ausdrückten, gar deutlich erkennen.

Manche Zornader ſchwoll auf der Stirne Einzelner an, manche Fauſt ballte ſich heftig, ja ſchlug vor innerer Wuth ſogar laut auf den Tiſch und Einige ſchien ſelbſt der Unmuth ſogar ſo weit zu übermannen, daß ſie das Kloſter, in dem ſie ſich befanden, ganz vergaßen und in einem nichts weniger als Gott wohlgefälligen Fluch ihrer inneren Entrüſtung Luft zu machen ſuchten. Mit der Heftigſte von Allen war der alte Kaufherr Niclas Wulf. Sonſt ein äußerlich ruhiger und gelaſſener Mann, gehörte er in allen religiöſen Dingen doch zu den eifrigſten Anhängern des ſtarren Papismus und wo er dieſen nur im Entfernteſten bedroht glaubte, da kannte ſeine Wuth auch keine Grenzen mehr.

„Alſo ſo weit iſt es ſchon mit dieſem verruchten Ketzerthum in unſrer alten Stadt gekommen, ehrwürdiger Pater?“ frug er den Redner, wobei ſeine Stimme förmlich vor Aerger und Verdruß zu zittern ſchien. „Ich habe den Slüter, dieſen hergelaufenen Fuhrmannsjungen, zwar immer für einen verrückten Narren gehalten, den ein hoher Rath mit dem Büttel hätte aus den Thoren peitſchen laſſen ſollen, aber daß er die Frechheit nun ſogar ſo weit

treibt, in der Kirche förmlich die Lehren dieſes verruchten Ketzers Luther, der nicht mit Unrecht „Luder“ genannt wird, zu predigen und öffentlich zum Abfall von den Satzungen, die das geheiligte Oberhaupt unſerer hohen Kirche, der Statthalter Petri zu Rom, uns vorgeſchrieben hat, auffordern zu wollen, hätte ich nun und nimmermehr geglaubt.“

„Und doch iſt dies nur zu wahr, mein edler Freund, die Frechheit dieſes Slüter ſoll von Tage zu Tage mehr zunehmen, wie mir aus glaubhaftem Munde wiederholt gemeldet wird,“ antwortete der Prior de Senkis, deſſen von vielem Studiren etwas angegriffene Bruſt ihm ein längeres und noch dazu lautes Sprechen ſehr erſchwerte.

„Was der hochwürdige Herr Prior ſoeben zu ſagen geruhten, kann ich leider nur im vollem Umfange beſtätigen“, fiel jetzt der Rathsherr Cordes ein. „Das Unweſen der Sectirerei greift in unſerer Stadt immer häufiger um ſich, und das loſe freche Maul des Slüter gewinnt täglich neue Anhänger.“

„So ſollte ein hoher Rath ein Einſehen haben und mit aller Gewalt dagegen einſchreiten. Iſt man doch ſonſt im Rathhauſe nicht ſo ſcheu, mit harter

Strenge gegen widerſpenſtige Bürger zu verfahren, warum ſchont man denn nun dieſe Ketzer, die doch nur aus dem niederſten Geſindel der Stadt beſtehen werden?" ſprach in etwas ſpöttiſchem Tone Niclas Wulf, der ſich einer alten Zwiſtigkeit wegen gerade nicht ſonderlich gut mit einzelnen Rathsmitgliedern, die einen beſonderen Einfluß beſaßen, ſtand.

„Weiß wohl, Herr Niclas Wulf, daß manche Maßregeln unſeres Raths ſich gerade nicht Eures Wohlwollens zu erfreuen haben, was ich ſelbſt zwar aufrichtig beklage, allein diesmal ſcheint es doch, daß Ihr uns Unrecht thut. Wollten wir jetzt ſchon gegen die Anhänger dieſes Slüter offene Gewalt brauchen, ſo könnte es bei ihrer nicht geringen Zahl und dem trotzigen Muthe, der viele der Kerle beſeelt, leicht zu blutigen Raufereien in unſerer Stadt kommen, welche deren Anſehen nach Außen hin ſchaden und vielleicht dem Herzoge Heinrich Anlaß geben dürfte, ſich in unſere Angelegenheiten zu miſchen. Dies wollen wir aber ſo lange als irgend möglich zu vermeiden ſuchen und es ſcheint mir, daß wir hierin nicht ganz unrecht und den Intereſſen Roſtocks nicht zuwiderlaufend handeln," antwortete der Rathsherr in etwas gereiz-

tem Tone. „Bloß aus dem niederſten Geſindel, wie Ihr anzunehmen ſcheint, beſtehen übrigens die Verehrer Slüters doch auch nicht," fügte er noch hinzu.

„Glaube kaum, daß ein Mann, der ein ganzes Wamms ſein nennen kann und der im eigenen Hauſe ſitzt, ſich darunter befinden wird. Warum alſo mit ſolchen Strolchen noch allzuviel Umſtände machen?" entgegnete finſter der Kaufherr.

„Weiß freilich nicht, ob Ihr Euren Führer des Schiffes „die Warnow" auch zu den Strolchen zählt, und den ſeit Jahren für Eure Wohnung arbeitenden Schiffszimmermeiſter Willgaß ſo ſchlecht bezahlt, daß er kein heiles Wamms auf dem Leibe tragen kann, aber daß Beide zu den eifrigſten Gläubigen des neuen Reformators gehören, iſt leider gewiß," ſpöttelte der Rathsherr.

„Was, mein eigener Schiffer Bradhering und ein von mir ſtets beſchäftigter Meiſter des Schiffsbaugewerkes ſollten dieſem Slüter anhängen? Nehmts nicht übel, Herr Rathsherr, daß ich Euch deßhalb der offenbaren Verläumdung hier zeihe," brauste der ohnehin leicht zum Zorn geneigte Wulf auf.

„Wenn Ihr auch meinen Worten keinen Glauben

zu ſchenken für gut findet, Herr Niclas Wulf, ſo kann ich Euch doch gar ſehr ehrenwerthe Zeugen für deren Wahrheit ſtellen. Hier Euer Nachbar, der verehrte Obermeiſter des hochanſehnlichen Gewerkes der Brauer, Herr Zepelien, wird Euch ein Gleiches berichten können und die Meldung unſeres Rottmeiſters Horwath von der Schaarwache des Raths kann Euch noch manche erbauliche Einzelheiten gerade über die hervorragende Betheiligung der von mir ſoeben genannten Männer mittheilen. Nimmt mich übrigens für einen ſo genauen Hausherrn und umſichtigen Kaufmann, wofür Ihr doch allgemein geprieſen werdet, Herr Niclas Wulf, großes Wunder, daß Ihr nicht beſſer über das Treiben der in Eurem Sold und Brod ſtehenden Leute unterrichtet ſeid," erwiderte der Rathsherr in dem ſcharf ſpöttiſchen Tone, der allen ſeinen Worten ſo leicht etwas Verletzendes geben konnte.

„Sprecht, Nachbar Zepelien, iſt es wirklich begründet, was der Rathsherr da eben ſagte?" fuhr der alte Wulf, deſſen Geſicht vor innerem Zorn ſich immer röther färbte, jetzt heraus.

„Muß leider ſeine Worte nur beſtätigen. Der

Schiffer Eurer „Warnow“ rühmt sich schon wiederholt öffentlich in der Schenkstube meines Brauhauses seiner Freundschaft für Slüter, und der Schiffszimmermeister Willgaß ist mit seiner ganzen Familie zu dem Ketzerthum übergetreten,“ antwortete der dicke Bierbrauer, der ungern mehr und länger sprach, als er dies unumgänglich mußte, in dem langsamen Tone, der ihm zu eigen war.

„Ja noch vorgestern Abend ist in dem Hause des Willgaß am Petrithore eine große Versammlung der Schiffszimmermanns-Zunft abgehalten worden, wobei der Slüter das große Wort geführt hat und einer meiner Leute, der kleine Knippermann, der sich als Lehrbursche verkleidet umhergeschlichen hat, um Alles auszuhorchen, was da gesprochen wurde, ist von den Schiffszimmergesellen erkannt und verfolgt worden, so daß er nur mit Mühe sich hat durch die eiligste Flucht retten können,“ fiel der Rottmeister Horwath jetzt ein, der mit seinem hämischen Charakter so leicht keine Gelegenheit zu einer Anklage und Hetzerei vorübergehen ließ.

Fast braunroth im Gesicht vor Zorn ward jetzt bei dieser zwiefachen Bestätigung der Wahrheit, daß

von ſeinen eigenen Leuten welche auf der Seite des ihm tödtlich verhaßten Ketzers ſtanden, der alte Wulf. Selbſt die Würde des Mannes, deſſen Gaſt er jetzt war und die Heiligkeit des Ortes, wo er ſich befand, vergaß er in ſeiner Wuth, ſchlug mit der Fauſt ſo kräftig auf den Tiſch, daß der Wein aus den Pokalen hoch aufſpritzte und rief mit einem wilden Fluche aus: „So ſollen doch alle Wetter dreinſchlagen, wenn ich ſolche unerhörte Frechheit nicht auf das Härteſte ſogleich beſtrafen werde. Dieſer Hallunke, der Schiffer Brathering von meiner „Warnow," ſoll ſchon morgen von dem Schiffe herunter und kann meinetwegen mit ſeiner ganzen ketzeriſchen Sippſchaft betteln gehen. Will ich doch lieber, daß das Schiff den ganzen Sommer unthätig und ohne Verdienſt am Pfahl liegen bleibe, als es von einem verruchten Lutheraner in See führen laſſen, und dem Spitzbuben, dem Willgaß, kündige ich alsbald jede Arbeit und werde auch nicht das Kleinſte auf ſeiner Werft mehr anfertigen laſſen."

„Mäßigt Euren Eifer, geehrter Freund, wenn ich auch deſſen Urſache vollkommen begreife," fiel der ſtets äußerlich ſanft und leiſe auftretende Prior dem

Erzürnten in das Wort. „Zwar ist es nur gerecht, daß Ihr zwei so verruchte Ketzer aus Eurem Dienst entlasset, aber mein Rath ist, solches nicht sogleich zu thun und auch nicht die wahre Ursache davon anzugeben, damit Ihr am Ende den Kerlen nicht sogar zu einer Art von Märtyrerthum in den Augen des dummen Volks verhelft," setzte er noch hinzu.

„Wenn ich mir eine Meinung hier erlauben dürfte," fiel ein anderer Dominikaner, der Pater Ambrosius, dessen Gesicht viel Bosheit und Argliſt ausdrückte, hier ein, „so wäre es die, daß wir überhaupt den guten bürgerlichen Ruf aller besonders bekannten Freunde Slüters im Geheimen möglichst zu schädigen und sie so um alles Ansehen zu bringen suchten. So etwas schreckt am Meisten von der Theilnahme an einer solchen Parthei ab. Da ist zum Beispiel der Schiffer Bradhering, von dem man weiß, daß er nach Seemannsart gerne einen frischen Trunk liebt. Es könnte ja nun Einer von den Unsrigen sich in einer Zechstube einigemal so recht an ihn machen und ihn dazu verleiten, sich einen tüchtigen Rausch zu trinken und dann vielleicht in solcher Trunkenheit sich öffentlich auf der Straße oder gar am Bord seines Schiffes

zu zeigen und überhaupt ein möglichſt öffentliches Aergerniß zu geben. So hättet Ihr, Herr Wulf, dann den beſten Grund, ſolchen argen Trunkenbold der Führung Eures Schiffes mit Schimpf und Schande zu entheben, und der an ſeinem guten Ruf Geſchädigte fände ſo leicht kein Unterkommen wieder und müßte in Dürftigkeit umherwandern. Und was den Schiffszimmermeiſter Willgaß anbetrifft, ſo weiß ich aus ſicherer Nachricht, daß er kürzlich vom Münzmeiſter Hans Hundt ſich gegen Brief und Fauſtpfand die Summe von 700 Goldgulden aufgenommen hat, um einen großen Eichenkauf abzuſchließen. Wir müſſen es nun dahin zu bringen ſuchen, daß dem Willgaß dies Geld plötzlich gekündigt wird und er kein anderes wieder erhält, ſo daß er in Schaden und Verluſt geräth und als ein ſchlechter Zahler allgemein in böſen Leumund kommt. Ich bin der Beichtvater der Ehefrau des Münzmeiſters und will dieſe wohl dazu bringen, daß ſie ihren Mann zur Kündigung bewegt, und auch für vertraute Geſellen, die den Schiffer zur Trunkenheit verführen, ließe ſich leicht ſorgen. Solche Maßregeln könnten, meines Dafürhaltens, noch gegen manche Anhänger Slüters, die ſich beim Volke

eines gewiſſen Anſehens erfreuen, mit Erfolg angewandt werden."

„Ja fürwahr, der Pater Ambroſius hat einen geſcheuten Einfall gehabt! Wenn wir alle Freunde des Ketzerthums auf ſolche heimliche Weiſe um Ehre und Ruf in der Stadt bringen und an ihrer bürgerlichen Stellung ſchädigen, ſo richten wir dadurch vielleicht zur Ausrottung dieſer verfluchten Ketzerbrut mehr aus, als wenn wir offene Gewalt dagegen anwenden," ſprach haſtig der Rathsherr Cordes, deſſen heimtückiſcher, zu Intriguen aller Art ſehr geneigter Charakter an allen ſolchen Schleichmitteln ein großes Wohlgefallen fand.

Auch die meiſten Anweſenden waren mit dieſen Vorſchlägen einverſtanden, denn Roſtock hatte zu viel und zu lange von den blutigen Zwiſtigkeiten in ſeinem Innern gelitten, als daß nicht Alle eine gewiſſe Scheu davor hegten, durch offene Gewaltmittel gegen die Jünger und Freunde der neuen Lehre die Möglichkeit einer ſolchen Gefahr abermals heraufzubeſchwören. Auch die Furcht, daß der zu Güſtrow reſidirende Herzog Heinrich von Mecklenburg ſolche Gelegenheit benutzen möge, um ſich auf's Neue in die inneren

Angelegenheiten der ihm verhaßten Stadt zu miſchen, worauf er begierig lauerte, bewog Viele; ſolchem Auskunftsmittel ihre Zuſtimmung nicht zu verſagen. Nur der, obgleich ſtolze und heftige und leicht zu Gewaltthätigkeiten geneigte, dabei aber ehrliche und gerade Sinn des alten Niclas Wulf wollte ſich mit dieſer Maßregel nicht einverſtanden erklären, ja ſprach ſich ſogar offen und unumwunden dagegen aus. „Bleibt mir mit Euren heimlichen Kniffen und Praktiken vom Halſe, Ihr Herren, davon verſtehe ich nichts und will ſie auch weiter nicht kennen lernen. Meine Art iſt die, gerade heraus zu ſein, und da ich dies ganze verfluchte Lutherthum haſſe und verabſcheue, ſo will ich ſelbiges auch nach meiner Art auszurotten ſuchen, daß es ſich nicht gleich einem böſen Krebsſchaden in unſerer guten Stadt einfreſſe und deren geſunde Säfte zu vergiften drohe. Auf meinen Schiffen bin ich aber Herr, einen Ketzer dulde ich nicht als Führer und morgen laſſe ich den Bradhering zu mir kommen und ſpreche ohne weitere Umſchweife zu ihm: Schiffer, Ihr ſeid ſonſt ein tüchtiger Kerl und ich bin ſoweit mit Euch zufrieden, aber ich habe gehört, daß Ihr die Predigten dieſes verruchten Slüter, den Gott

der Herr in ſeinem Zorn in unſere Stadt ſandte, beſucht und Euch auch ſonſt öffentlich gerühmt, zu ſeinen Anhängern zu gehören. Einem ſolchen Ketzer vertraue ich kein Schiff an und kurz und gut, entweder Ihr gebt mir Wort und Handſchlag, daß Ihr von dem Slüter und ſeinen Irrlehren laßt, oder Ihr packt Euch ohne Weiteres von meiner „Warnow" herunter und dürft nie wieder einen Fuß auf ein Schiff, von dem ich Rheder bin, ſetzen. Und damit baſta. So, meine Herren, werde ich handeln und ſprechen als ein echter Roſtocker Bürger."

Damit wollte der alte Herr Wulf, dem überhaupt Manches in dieſer Geſellſchaft nicht ſonderlich zu gefallen ſchien, ſchon nach ſeinem Barett greifen und das Schwert, was er der größeren Bequemlichkeit halber abgelegt hatte, wieder umgürten, um fortzugehen, als Pater Rothſtein, der Beichtvater und Hausfreund des Wulfſchen Hauſes, der ſich auch eines gewaltigen Einfluſſes auf den Alten rühmen konnte, ihn am Arm ergriff und dringend aufforderte, noch ein wenig allein mit ihm im Kloſtergarten umherzuwandeln und ein vernünftiges Zwiegeſpräch zu halten. War Herr Niclas Wulf mit dem Pater

Rothſtein aber allein, ſo trug die gewandte Beredſamkeit des Letzteren gewöhnlich den Sieg über ſeine Starrköpfigkeit davon und es war ſelten, daß er ſich zuletzt nicht deſſen Anſichten doch noch fügen mußte. Hatten doch auch vornehmlich des Paters fanatiſche Predigten am Meiſten mit dazu beigetragen, den Handelsherrn zu einem ſo erbitterten Gegner der Lehre Luthers zu machen.

Eine längere Zeit wandelten Beide noch im eifrigen Geſpräch in dem Garten umher und obgleich die rauhe Baßſtimme des alten Kaufherrn oft ſo gewaltig dröhnte, daß die Nachtigall davon erſchreckt von ihrem Neſte flog und ihr ſüßes Lied der Liebe auf Augenblicke verſtummen ließ, ſo wußte die gewandte Dialektik zuletzt doch wenigſtens einen theilweiſen Sieg zu erringen. Als ſie Beide wieder in die Zelle des Priors zurückkehrten, gab Herr Wulf das Verſprechen, er wolle vorläufig wenigſtens von jeglicher offenen Gewaltmaßregel gegen den Schiffer Bradhering und den Schiffszimmermeiſter Willgaß abſtehen und deren ganzes religiöſes Treiben zu ignoriren ſuchen. Mit allen heimlichen Schlichen und anzuwendenden Kniffen gegen dieſe und andere des Ketzerthums verdächtige

Männer ſolle man ihn aber gänzlich verſchonen, denn er liebe ſolche nicht und ſei ein Mann der offenen That, aber nicht der verborgenen Hinterliſt, die er Andern überlaſſen wolle, wobei der Blick, den er einigen alten Widerſachern unter den Anweſenden zuwarf, nicht ohne Bedeutnng war.

Es ſchien dem alten Herrn förmlich eine Laſt von der Bruſt gewälzt zu ſein, als er dieſe Worte frei geſprochen hatte, denn mit einem langen wohlgefälligen Zug leerte er den großen Humpen, den ihm der Pater Kellermeiſter nun noch gefüllt darreichte, bis zur Nagelprobe, drückte zum Abſchied dem Prior de *Senkis* und einigen anderen näher befreundeten Mönchen und Bürgern die Hand und wickelte ſich dann, da inzwiſchen ein kühler Abendwind von der Warnow her zu wehen anfing, enger in ſeine weite Schaube von feinem Brabanter Tuch, mit breiten Streifen von gleichfarbenem Genueſer Sammet ſtattlich verbrämt, worauf er den Heimweg antrat. Ihm folgten ſein Nachbar, der dicke Brauer Zepelien, und noch zwei oder drei andere Bürger, während die Uebrigen noch bei dem vollen Becher ſitzen blieben, um ihre Berathungen weiter fortzuſetzen.

„Möchte gleich einem wüthenden Stier ſtracks mit dem Kopf gegen die Wand rennen, der Herr Niclas Wulf! Fürchte aber, daß er damit nichts ausrichten, ſondern eher die Sache verſchlimmern dürfte. In jetzigen kritiſchen Zeiten kann nur Schlauheit, aber nicht bloße rohe Tobſucht aushelfen," ſpöttelte der Rathsherr Cordes hinter dem Abgehenden her und die beifälligen Blicke der meiſten Anweſenden belohnten ſeine Anſicht.

So ward nun ausgemacht, den Schiffszimmermeiſter Willgaß wo möglich bis zur Einſtellung ſeiner Zahlungsverbindlichkeiten herunterzubringen und den Schiffer Bradhering immer mehr zum Trunke zu verleiten und auf dieſe Weiſe die beiden Männer um Arbeit und Ehre zu bringen. Auch gegen einige andere angeſeſſene Bürger, die als Hauptanhänger Slüters bekannt waren, als vornehmlich der Meiſter der Hufſchmiedezunft, Roloff in der Cropliner-Straße, der Seiler Clauſen an der Roeperbahn und der Aeltermann der Sporer, Rußmann am Beguinenberg, und noch einige andere, die beſonders der Rottmeiſter Horwath und die Pater Rothſtein und Ambroſius zu nennen wußten, wurden allerlei verſchiedene Ränke

und Kniffe, um ſie in ihrem bürgerlichen Leben zu ruiniren, jetzt ausgedacht und ausgeſonnen. Der Rathsherr Cordes und Pater Ambroſius waren die Eifrigſten bei dieſer Berathung und wußten die ſchlauſten und hinterliſtigſten Mittel anzugeben, während Rottmeiſter Horwath, dem dieſe ganze Verhandlung viel Vergnügen zu gewähren ſchien, ſie mit ſeiner genauen Lokalkenntniß aller betreffenden Verhältniſſe lebhaft unterſtützte. Dabei leerte der würdige Mann einen Becher nach dem andern mit wohlgefälligem Schnalzen, ſo daß zuletzt ſein ohnehin braunrothes Geſicht eine immer dunklere und dunklere Färbung annahm. Sein ſonſtiges Weſen ward freilich durch dieſen allzureichlichen Genuß des ſtarken Weines durchaus nicht verändert, denn er war ein alter ausgepichter Trinker, der ſchon eine übermäßige Quantität von Wein oder Doppelbier vertragen konnte.

„Wenn wir nun auch äußerlich gegen die erbangeſeſſenen Bürger und zünftigen Meiſter, die ſich leider von dieſem verruchten Ketzer Slüter haben bethören laſſen, einige Rückſichten nehmen und ſie mehr im Geheimen ſchädigen, als äußerlich verfolgen wollen, ſo brauchen wir uns gegen die Knechte, Dienſtboten,

Geſellen, Matroſen und allerlei ſolche ledige Kerle niederen Standes, die zu ſeinen offenbaren Bekennern gehören, weniger Zwang aufzulegen," ſetzte der Rathsherr nun das Geſpräch fort. „Solch Geſindel muß hart behandelt werden, daß es ſich nicht zu muckſen wagt und ſich am Ende gar einfallen läßt, eine andere Religion annehmen zu wollen, als wie ihnen von Rathswegen aus geſtattet iſt. Zwar möchte ich auch dagegen ſtimmen, daß wir dieſe Kerle gradezu wegen ihrer Anhänglichkeit an Slüter ſtraften, aber es giebt doch noch genug andere Mittel und Wege, ſie ſo recht ſcharf zu behandeln, wie ſie es verdienen. So ſchlage ich vor, daß wir eine Liſte aller derartigen Perſonen, welche als „Slüterianer" bekannt ſind, anfertigen und unter unſern Freunden im Geheimen umherſenden, worauf wir uns denn Alle verpflichten, ihnen weder Arbeit, noch ſonſt Verdienſt oder Unterſtützung zu geben, damit die Kerle hungern, daß ihnen die Rippen im Leibe knacken. Beſſer, daß all' ſolch' Volk mit Weibern und Kindern im Elend umkommt, als daß es dem Ketzerthum anhängt und damit ſein Seelenheil ſchädigt und ſpäter dann im ewigen Leben die verdiente Höllenſtrafe leiden muß. Alle, die von

den Anhängern Slüters hier ortsfremd ſind, müſſen wir nach und nach unter verſchiedenen Vorwänden aus der Stadt auszuweiſen ſuchen, wozu ich als Rathsherr ſchon mithelfen werde. Wer ſich von dieſen Kerlen nur das Mindeſte zu Schulden kommen läßt, der muß unnachſichtlich geſtraft und auf die Frohnerei geſchleppt werden und wenn der Büttel dort nur erſt ein Paar Dutzend geſtäupt und ſonſt unter ſeinen Händen gehabt hat und Andere erſt über das Weichbild unſerer Stadt gebracht ſind, ſo werden die Uebrigen ſchon Ruhe geben und bald einſehen lernen, daß es doch beſſer für ſie ſei, die Meſſe, ſo wie dies der heilige Vater in Rom gebietet, anzuhören, ſtatt in die Predigten dieſes Ketzers Slüter zu laufen. Euch, Rottmeiſter Horwath, empfehle ich beſonders, ein wachſames Auge auf dieſe ganze Ketzerbrut zu haben, und je ſchärfer Ihr dagegen einſchreitet und je mehr Ihr zur Anzeige und Beſtrafung bringt, deſto beſſer wird ein hoher Rath Euch dies gedenken," ſchloß er ſeine Rede, bei der ein recht boshaftes Feuer aus ſeinen kleinen, tiefliegenden Augen blitzte.

Solche Weiſung war dem Rottmeiſter Horwath eine ſehr willkommene und behaglich ſich die Weintropfen

aus dem langen Zottelbart ſtreichend, ſchmunzelte er: „Werd' meine Pflicht ſchon nach beſter Willfährigkeit thun, geſtrenger Herr Rathsherr, und hoffe, mich der beſonderen Gnade eines hohen Raths ſchon werth zu zeigen. Wenn es nach meinem Wunſch und Willen nur ginge, würde hier auf dem Altmarkt ein hoher Scheiterhaufen errichtet und dieſe Mißgeburt der Hölle, Slüter, ebenſo bei lebendigem Leibe, allen Gerechten und Gläubigen zum Gaudium und zum Ergötzen, öffentlich darauf verbrannt, wie es auf dem heiligen Concilium zu Coſtnitz ſeinem Geſinnungsgenoſſen, dem verfluchten Huß, mit vollem Fug und Recht geſchah. Und von ſeinen Freunden wollte ich ſchon ſo Viele auf die Frohnerei abliefern, daß Meiſter Götz, der Henker, ſich eigens noch ein Paar Knechte annehmen müßte, um all' das Stäupen und Brennen mit dem heißen Eiſen, ja auch wohl hie und da Aufknüpfen am Galgen, nur zu beſorgen. Schade nur, daß ich nicht immer ſo kann, wie ich wohl möchte. Einige der Herren vom hohen Rathe aber und nun gar unſer geſtrenger Herr Bürgermeiſter, der wohlweiſe Herr Heinrich Gerdes, ſprechen immer von Schonung und Milde und Nachſicht gegen die

Verirrten. Damit wird das Ketzerthum freilich nicht ausgerottet, dagegen kann nur Feuer und Schwert helfen," höhnte der Rottmeiſter in ſeiner rohen, blutgierigen Weiſe, dabei den inzwiſchen geleerten mächtigen Krug dem Pater Kellermeiſter wieder zur Füllung hinreichend, ein Geſchäft, was dieſer auch gerne übernahm, um ſolch einen treuen und eifrigen Streiter der Kirche nach Gebühr zu belohnen und ſeinen Eifer zu ſtärken.

„Wenn wir nun aber beſchloſſen haben, auf welche verſchiedene Weiſe wir das Ketzerthum unter den erbangeſeſſenen Bürgern und den Meiſtern in den Zünften, wie auch unter den Geſellen, Taglöhnern und unteren Schiffern ausrotten wollen, ſo bleibt doch noch die Hauptſache übrig, wie der eigentliche Anſtifter von all dieſem Uebel, der verruchte Slüter ſelbſt, unſchädlich zu machen und wieder aus unſerer Stadt zu entfernen iſt. Bevor dies nicht geſchehen iſt, wird meines Dafürhaltens alles Uebrige nicht viel helfen, denn die Beredſamkeit dieſes Menſchen, die ihm der Teufel verliehen haben muß, iſt groß und ſein gewandtes Maulwerk verführt immer von Neuem wie-

der die Menſchen zum Böſen," eröffnete Pater Rothſtein die Berathung wiederum.

„Könnte ein hoher Rath nicht ein Einſehen haben und dieſen Menſchen, der doch nicht ortsangehörig iſt, in Betreff ſeiner Gemeinſchädlichkeit aus der Stadt ausweiſen laſſen?" frug der hohe Prior de Senkis.

„Dächten alle Rathsherren nur wie ich, ſo würde dies wohl ſchon längſt geſchehen ſein, hochehrwürdiger Prior," meinte der Rathsherr Cordes. „Allein unglücklicher Weiſe ſind Einige meiner Collegen nicht ſtrenge und rückſichtslos genug und beſonders unſer älteſter Bürgermeiſter, Herr Heinrich Gerdes, hat leider ein zu ſanftes Gemüth und hält den Zügel nicht feſt genug. Dazu müſſen wir, Gott ſei es geklagt, immer nur zu große Rückſicht auf den Herzog Heinrich nehmen und der ſoll dem Ketzerthum gar nicht ſo abgeneigt ſein, als man dies eigentlich von einem ſo hohen Herrn billiger Weiſe erwarten könnte."

„Er hofft wohl, wenn wirklich die neue Lehre Luthers — was Gott verhüten wolle — im mecklenburgiſchen Land eingeführt würde, gar manche Klöſter ſeculariſiren und ſich mit deren dann geraubten Be-

ſitzthümern ſeinen ſtets leeren Säckel wieder füllen zu können. Wir kennen ſchon die wahren Beweggründe, wenn wirklich Fürſten alle Ehre und Würde ſo weit vergeſſen, um einen Luther und ſeine fahrenden Schüler zu beſchützen," höhnte Pater Rothſtein.

„Mag immerhin ſein, allein einige Rückſicht muß leider unſere Stadt Roſtock ſtets auf dieſen mecklenburgiſchen Herzog nehmen," antwortete verdrießlich der Rathsherr.

„Da müſſen wir alſo auch gegen Slüter ſelbſt, ebenſo wie gegen die Andern auf heimliche Weiſe verfahren — Nun das wird ſich wohl machen laſſen," ſprach Pater Ambroſius. Und zu dem neben ihm ſitzenden Rathsherrn Cordes gewandt, flüſterte er halblaut: „Wie wär's mit einem Giftpülverchen zwiſchen die Suppe gemiſcht? Das hülfe uns leicht von dieſem Störenfried und ſo einen Ketzer zu vergiften, iſt keine Sünde, ſondern ein Gott wohlgefälliges Werk. Kenne auswärts ein altes Weib, welches wohlerfahren in der Bereitung von ſolchen heimlich und ſchnell wirkenden Pülverchen und Tränken iſt und könnte wohl ein ſolches verſchaffen." Zwar blitzte eine boshafte Freude bei dieſem Antrage des fanati-

niſchen Pfaffen aus den Augen des Rathsherrn, doch erwiderte er ebenſo leiſe: „Scheint mir noch nicht Zeit zu ſein, ſolch ein immerhin gefährliches Mittel, was wir uns nur auf den äußerſten Nothfall aufſparen wollen, anzuwenden, geehrter Freund. Ich hoffe, wir werden dieſen Hallunken Slüter noch auf eine andere Weiſe aus der Stadt los.“

„Sollte es nicht am Beſten ſein, wir verpflichteten uns insgeſammt dahin, nun mit vereinten Kräften den Slüter ſo lange zu quälen und zu chikaniren, bis er zuletzt nachgiebt und aus Roſtock fortgeht, wobei man ihm dann ja noch eine Summe Geldes als Belohnung dafür bieten kann. Ich dächte, wenn wir Mönche insgeſammt und ſämmtliche Geiſtliche aus allen Pfarrkirchen unaufhörlich gegen dieſes lutheriſche Ketzerthum und deſſen Verbreiter predigten und dann eine Rotte Kerle dingten, die Slüter auf der Straße und an allen öffentlichen Orten, wo er ſich nur ſehen ließe, mit Hohn und Spott laut verfolgten und ſeine Predigten durch lärmende Tumulte ſtörten, wenn andere Kerle ihn allabendlich in ſeiner einſamen Wohnung durch Pochen an die Thüre, Werfen von Steinen an die Fenſterläden und ähnliche andere

Mittel ängſtigten und quälten, ſo daß er niemals Ruhe und Frieden für ſeine Arbeiten fände und wenn wir einen Frohnerknecht beſtächen, daß dieſer jede Nacht heimlich ſtinkendes Aas ſihm vor die Thüre würfe und verreckte Katzen und Hunde an ſeine Fenſter hinge; kurz, wenn wir ohne Raſt und Ruh alle erdenklichen Mittel anwendeten, ſo müßten wir zuletzt doch ſeine Hartnäckigkeit beugen und ſeinen Trotz brechen. Auch wenn wir in ſeiner Wohnung nächtlichen Spuk machen und Geſpenſter erſcheinen ließen, die ihm drohten, ſobald er nicht von ſeinen Irrlehren abließe, ſo würde dies vielleicht nicht ohne Einfluß ſein. Und dann zuletzt durch einen ſichern gewandten Unterhändler Geld geboten, ſowie er freiwillig Roſtock verlaſſen wolle. Wenn wir auch die Summe von 1000 Goldgulden, ja ſogar noch etwas mehr dafür böten, ſo wäre dies doch nicht zu theuer bezahlt um den Preis, ſolche Teufelsbrut endlich wieder los zu werden," nahm jetzt Pater Rothſtein wieder das Wort.

„Mit Geld und Beſtechung wird bei Slüter nichts auszurichten ſein, dazu iſt er zu uneigennützig und hat zu geringe Bedürfniſſe, und auch gegen alle Einſchüchterungen und Schreckmittel dürfte er ſich gar

muthig beweiſen," fiel ein Kaufherr, Namens Martin, ein wackerer und allgemein geachterer Mann, der ſich nur durch ſeine fanatiſche Frau überhaupt zur Theilnahme an dieſer Verſammlung hatte bewegen laſſen.

„Letzteres glaube ich faſt auch, allein erſtere Mittel, wenn nur gut angewandt, dürften vielleicht am Ende doch ihren Zweck nicht verfehlen. Wißt ihr nicht ſo ein halbes Dutzend Kerle, die wir im Geheimen auf den Slüter hetzen können, daß ſie ihm Tag und Nacht das Leben ſauer machen, Rottmeiſter Horwath?" fragte jetzt der Rathsherr Cordes. „Fehlt es doch ſonſt nicht an derlei loſem Geſindel in der Stadt, Gott ſei es geklagt."

„Gewiß, geſtrenger Herr Rathsherr, wenn ich nur den Auftrag dazu bekomme und die Kerle Strafloſigkeit zugeſichert erhalten und man mit einigen Pfennigen, um durch einen friſchen Trunk die Kehle anzufeuchten, nicht knauſert, will ich ſolche Leute genug anſchaffen, die dieſem Ketzer das Leben ſo ſauer machen ſollen, daß er am Ende froh ſein wird, wenn er nur erſt wieder aus den Thoren von Roſtock herauslaufen kann. Da iſt zum Beiſpiel Wilmner, der einäugige alte Landsknecht, der ſchlüge für ein Mark-Lübiſch gewiß

ſeine eigene Mutter todt, wenn er noch eine ſolche hätte, und Nielſen der Däne, der früher unter den Seeräubern geweſen ſein ſoll, nimmt's mit dem Wilmner in allen Schlechtigkeiten reichlich auf, und nun gar Carl Milhahn, der ſchon ſieben mal auf der Frohnerei geſtäupt wurde und dem Galgen zuletzt doch nicht entlaufen kann, ſetzt ſeinen Stolz darin, die erſten Beiden wo möglich noch zu übertreffen," fing der Rottmeiſter, der über dieſen Auftrag ungemein erfreut zu ſein ſchien, aufzuzählen an.

„Genug — genug, Rottmeiſter! wir verlangen gar nicht die nähere Bekanntſchaft aller dieſer Spitzbuben zu machen, die unſerem Roſtock wohl gerade nicht zur ſonderlichen Zierde gereichen werden, wenn wir ſie auch jetzt leider nothgedrungen brauchen müſſen," unterbrach der Rathsherr dieſe weiteren Aufzählungen. „Kommt morgen in der Frühe zu mir in meine Wohnung, da wollen wir weiter über dieſen Gegenſtand ſprechen und ich will Euch die näheren Anweiſungen geben," wandte er ſich weiter an ſeinen Untergebenen.

„Alſo bleibt es dabei, Ihr Herren, daß wir nun nach den ſoeben reiflich überlegten Beſchlüſſen gegen

den Slüter und seine Anhänger verfahren? Handeln wir nur Alle mit vereinten Kräften und eifrig und ohne Scheu vor der Anwendung aller Mittel, so wird es uns mit Gottes gnädigem Beistand schon gelingen, die verruchte Brut der Ketzer und Jünger Luthers aus den Mauern unserer Stadt zu vertreiben und Rostock nach wie vor zu einer festen Säule der reinen katholischen Lehre, wie solche aus Rom zu uns kommt, im Mecklenburgischen Lande zu machen," wandte er sich nun fragend zu der Versammlung.

„Gott gebe seinen Segen zu unserm heiligen Werke und die Jungfrau Maria unterstütze unsere Anstrengungen," sprach in salbungsvollem Ton der Prior de Senkis, indem er sich von seinem Sitze erhob, und ehrerbietig folgten alle Anwesenden seinem Beispiele.

„Und nicht wahr, Ihr Herren, Ihr seid es doch zufrieden, daß wir unserm geehrten Freund, dem eifrigen Kämpfer unserer Kirche, dem klugen und thatkräftigen Rathsherrn Cordes die Oberleitung des ganzen Verfahrens gegen die Slüter'sche Parthei anvertrauen, ihn mit den dazu erforderlichen Geldmitteln unterstützen und alle von ihm etwa nöthig ge-

haltenen Maßregeln schon im Voraus billigen?" frug nun der Pater Rothstein.

„Ja, so sei es," erscholl es fast einstimmig aus aller Munde und nur der Kaufherr Martin, über dessen Gesicht sich immer mehr ein düsterer Schatten des inneren Unwillens legte, denn nur zu Vieles, was er jetzt gehört hatte, mißfiel ihm im höchsten Grade, bewahrte Schweigen.

„Ich erkenne dankbar das große Vertrauen an, welches mir eine Versammlung so frommer Patres und hochansehnlicher Männer hierdurch giebt, und werde mich bestreben, durch rastlosen Eifer bei der Verfolgung dieses ketzerischen Gezüchtes zu beweisen daß sie keinen Unwürdigen in mir gewählt haben. Gerne würde ich den hochwürdigen Prior dieses Klosters zu St. Johannis bitten, mein Beirath hierbei zu sein und mich durch seine wohlweisen Rathschläge zu unterstützen, allein da seine vielen Geschäfte und die heiligen Pflichten seines Amtes ihn ohnehin schon zu sehr in Anspruch nehmen, so möchte ich ihn ersuchen, daß er den Patres Rothstein und Ambrosius gestatten möge, mir in Allem Beistand zu leisten," wandte sich nun der schlaue Rathsherr noch sehr ehrfurchtsvoll an den

Prior Cornelius de Senkis und gerne ertheilte dieſer die Genehmigung dazu.

Nach damaliger Sitte mußte jede Zuſammenkunft und jede Abſchließung eines Geſchäfts durch einen Valettrunk geſchloſſen werden und ſo füllte auch der Pater Kellermeiſter nochmals die mächtigen Humpen und Becher aller Gäſte mit dem goldenen Rheinwein: „Auf ein gutes Gelingen unſeres heutigen Bundes," war der Trinkſpruch des Rathsherrn, bei dem Alle mit einſtimmten.

Da die Dunkelheit inzwiſchen ſo zugenommen hatte, daß die Zelle des Priors ſchon durch einige dicke Wachskerzen auf hohen Leuchtern erhellt werden mußte, und eine Straßenbeleuchtung zu damaliger Zeit noch nicht ſtattfand, ſo war es vom Prior nur eine Pflicht der Gaſtfreundſchaft, daß er Einigen ſeiner Gäſte, die keinen Diener bei ſich hatten, durch die Kloſterknechte heimleuchten ließ. Große Laternen mit Scheiben von dünn geſchabtem Horn, in denen je nach Rang und Stand des Beſitzers, ein bis drei kleine Lämpchen mit Thran gefülltbrannten, die an hohen Stangen vorgetragen wurden, dienten zu dieſem Zwecke. Vor dem Rathsherrn Cordes und dem Rittmeiſter Hor-

wath, die zuſammen gingen, um noch eine nähere Unterhaltung zu führen, ſchritt ein Söldner der Schaarwache, in der rechten Fauſt ſeine Hellebarde, in der linken die Stange mit der großen dreiflammigen Laterne aufrecht tragend.

Ohne eine Laterne des Abends in der Dunkelheit auf den Straßen zu gehen, war auch durch ein wiederholt eingeſchärftes Gebot eines hohen Raths auf das Strengſte verboten und die Umgänge der Schaarwächter, die in Rotten von zwei Mann die ganze Stadt ſtets durchſtreiften, hatten die Weiſung, Jeden, den ſie ohne eine brennende Lampe trafen, ſogleich zu verhaften und auf die im Rathhauſe befindliche Schaarwache zu bringen. Dort wurde er die Nacht über in Haft gehalten und am andern Morgen einem Verhör unterworfen. War der Beſchuldigte ein Bürger der Stadt oder eine ſonſt unverdächtige Perſon, ſo erhielt er nur eine Geldbuße als Strafe für die Nichtbefolgung des Gebotes; gehörte er aber zu fremden oder ſonſt wie anrüchigen Perſönlichkeiten, ſo war eine Ausweiſung aus der Stadt oder gar ein öffentliches Auspeitſchen an den Pranger durch dem Büttel ſeine Beſtrafung. Die große Unſicherheit, die damals in

Roſtock herrſchte, wo gewaltſame Raubanfälle auf den Straßen gar nicht zu den Seltenheiten gehörten, machte dieſe Strenge erforderlich.

So endete dieſe, von den Mönchen des Dominikaner Kloſters zu St. Johannis und einer Zahl beſonders papiſtiſch geſinnter Bürger der Stadt gehaltene Berathung zur Erſinnung und Ausführung aller möglichen ſchlechten Mittel, um Joachim Slüter, den neuen Prediger der Lehren Luthers, einzuſchüchtern oder ſonſt gewaltſam aus der Stadt zu verjagen und ſeine Jünger auseinander zu treiben. Die böſen Folgen dieſes Bundes ſollten nur zu bald ſichtbar werden.

Viertes Capitel.

Das Haus des Baders Peter Schmidt und seine Freunde. Die Abreise Slüters aus Rostock.

Unweit des Mühlenthores in Rostock, nicht fern von der Kirche zu St. Nicolai, lag ein schmales Haus, den Giebel nach der Straße gerichtet, vor dessen Thür zwei stets sehr sauber und hellglänzend geputzte Becken von Messing schon äußerlich zeigten, daß ein Mitglied der Zunft der Bader seine Wohnung daselbst genommen. Dies Handwerk der Bader hatte aber im deutschen Mittelalter eine ungleich größere Bedeutung, als dies gegenwärtig wohl überall der Fall sein möchte. Zwar war es keine der besonders angesehenen Zünfte, ja in einigen Städten haftete sogar eine Art von Niedrigkeit an dessen Betreibung, trotzdem

aber ward seine Bedeutung nicht dadurch vermindert. So hatten die Bader nicht allein die Pflege der lockigen Haupthaare und das Kämmen, Kräuseln und Salben mit wohlriechenden Oelen der langen wallenden Vollbärte bei den modischen und eitlen Junkern und den stattlichen Männern der wohlangesehenen Geschlechter in den Städten zu besorgen, sondern ihr Wirkungskreis war dabei noch ein ungleich ausgedehnterer. Ein gutes Theil der Geschäfte, welche die heutigen Chirurgen ausführen, ward damals ausschließlich von den Badern geleistet, denn die wohlgelehrten Doctoren der Medicin hielten es eigentlich unter ihrer Würde, sich mit der Heilung äußerer Schäden viel zu befassen. So hatte ein angesehener Bader mit dem Schröpfen, Aderschlagen, Zähneausreißen und Heilpflaster schmieren stets so viel zu thun, daß er sich oft ein halbes Dutzend Gesellen nur allein zu diesen Zwecken halten mußte. An Wunden aller Art fehlte es in jener raufluſtigen Zeit niemals und wenn man auch allgemein härter war und der Natur sehr Vieles überließ, wozu jetzt die Hülfe eines Arztes sogleich in Anspruch genommen wird, so beschäftigte die Heilung der zerschlagenen

Glieder doch gar manche Bader. Das Hauptgeſchäft der Bader, von dem ſie auch den Namen führten, beſtand jedoch in der Haltung der Badeſtuben. Die Sitte, warme Bäder aller Art zu nehmen, war in den Städten des deutſchen Mittelalters, ſelbſt bei den unteren und mittleren Ständen viel ausgebreiteter, als bei den jetzigen Generationen noch immer der Fall iſt, und ſo war denn die Zahl aller öffentlichen Badeſtuben eine viel größere, als ſolche in unſerer Gegenwart in den meiſten Städten gefunden werden dürften. Dieſe öffentlichen Badehäuſer, die theils heiße Dampfbäder nach Art der jetzigen, theils auch Waſſerbäder enthielten, unterſchieden ſich je nach den Volksklaſſen, für die ſie berechnet waren, ſehr merklich in ihrer äußeren Ausſtattung. wie auch in den für ihre Benutzung gezahlten Preiſen. Die Räume, in denen die Geſellen, Knechte und Söldner gemeinſchaftlich badeten, waren äußerſt einfach und größtentheils nur von den Zimmerleuten aus roh bearbeiteten Balken zuſammengeſchlagen. Waren es Dampfbäder, ſo beſtand das Gebäude aus einer Vorhalle, in welcher ein Riegel zum Aufhängen der Kleidungsſtücke angebracht war, und in der ein Bademeiſter, gewöhnlich ein vier-

ſchrötiger Kerl, der ſchon unter ſeinen oft nur zu ſehr zur Unruhe geneigten Gäſten die nöthige Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten vermochte, die Aufſicht führte. In dem eigentlichen Dampfbade ſelbſt waren Brettergerüſte, auf denen ſich die Badenden hinſtreckten, um ſich ſo in den heißen Dämpfen, die durch das Aufgießen von Waſſer auf glühende Steine erzeugt wurden, ſo recht durchkochen zu laſſen, bis ihre Hautfarbe der eines gekochten Krebſes glich. Ein offenes Baſſin mit kaltem Waſſer auf dem Hofe daneben, worin die Badenden ſich unmittelbar aus dem Dampfbade ſtürzten, um die heißen Leiber gehörig abzukühlen, durfte niemals fehlen. Das Waſſerbad beſtand aus einem großen, gemauerten und dann mit Brettern ausgelegten Baſſin, in dem wohl einige 20—30 Badende gemeinſchaftlich Platz fanden. Beſſer gehalten und eingerichtet waren die Bäder für die Bürger der verſchiedenen Zünfte. Hier walteten auch ſchon ſtatt des Bademeiſters eigene Badeknechte, die zugleich die Bedienung der Badenden übernahmen. Einen noch größeren Luxus zeigten aber die Badeſtuben der Junker und der Angehörigen der Geſchlechter und der Patrizierfamilien. In dieſen waren die

Bänke, auf denen die Badenden ſich vor und nach den Bädern zur Ruhe ausſtreckten, oft ſogar gepolſtert und mit rothem Friestuch überzogen, die Badewannen von blankem Kupfer, ja ſelbſt einzelne Glasſpiegel, damals noch ein ſehr großer Luxus, da ſie mit vielen Koſten aus Venedig bezogen werden mußten, hingen an den Wänden. Ebenſo wie für die Männer, beſtanden auch verſchiedene große Badehäuſer für die Frauen, die von eigenen Bademeiſterinnen beſorgt wurden.

Waren auch die Bäder ſelbſt je nach dem Rang der Gäſte und den Preiſen, welche dieſe für deren Benutzung zahlten und die von zwei Pfennigen bis zu einem Schilling Lübiſch ſtiegen, in den Städten an der deutſchen Oſtſee verſchieden, ſo hielten ein und derſelbe Bader gewöhnlich doch dieſe getrennten Claſſen in ſeiner Anſtalt. Nur die vornehmen Bäder für die Geſchlechter waren häufig in eigenen Badehäuſern, die für die Zunftgenoſſen und für das Geſinde aber im gleichen Gebäude eingerichtet, da die Erwärmung des Waſſers und andere Vorrichtungen dadurch ſehr erleichtert wurden.

So beſaß denn auch der Bader Peter Schmidt

unweit des Mühlenthores auf ſeinem weitläuftigen Hofe, der an die Stadtmauer ſtieß, ein großes langes Gebäude, in welchem ſehr geräumige Bäder ſowohl für die Zunftgenoſſen, wie auch für das untere Volk eingerichtet waren. Nur die Bäder der erſten Claſſe fehlten hier gänzlich, denn Peter Schmidt war von jeher mehr ein Mann des Volkes als der vornehmen Geſellſchaft geweſen und wenn er ſich auch ſonſt einer ziemlich allgemeinen Beliebtheit in ſeinem Stadtviertel zu erfreuen hatte, ſo war er dagegen bei einem hohen Rath doch gerade keine gut angeſchriebene Perſönlichkeit. War doch ſein ganzes derbes Weſen und die unumwundene Art ſeines Auftretens auch freilich nicht ſo recht nach dem Geſchmack der vornehmen Geſchlechter eingerichtet. Als armer Junge von einem, der ſtädtiſchen Kämmerei in Roſtock zugehörenden Dorfe in die Stadt gekommen, hatte er zuerſt als Badeknecht zu dienen angefangen und war dann wegen ſeines munteren, anſtelligen Weſens von dem alten Bader Stübecke zum Lehrburſchen in dem Badegewerbe angenommen. Da er ausgelernt und ein Geſelle geworden, machte er viele Reiſen, die ſich ſogar bis nach Lübeck, Hamburg und einige andere niederſäch-

ſiſche Kreiſe erſtreckten, um Menſchen und Bäder kennen zu lernen und ſich in ſeinem Gewerbe zu vervollkommnen. So kehrte er nach mehrjähriger Abweſenheit als ein gewandter und äußerlich ſtattlicher Badergehülfe nach Roſtock zurück und trat wieder bei ſeinem alten Meiſter in Lohn und Arbeit. Es war kein Wunder, daß die einzige Tochter des alten Stübecke, die ehrſame Jungfer Margreth, an dem hübſchen und dabei tüchtigen Badergeſellen, der dazu ein täglicher Haus- und Tiſchgenoſſe von ihr war, ein beſonderes Wohlgefallen fand und dann bald, anfänglich freilich nicht ohne einiges Widerſtreben des Vaters, der ſich wohl einen angeſeheneren und vermöglicheren Schwiegerſohn, als den armen Peter Schmidt, gewünſcht haben mochte, mit ihm vor den Traualtar in der Kirche zu St. Nicolai trat. Und da nicht lange nachher der alte Stübecke eines jähen Todes verblich, ſo übernahm der junge Ehemann das Geſchäft ſeines Schwiegervaters und wußte ſolches durch Umſicht und Thätigkeit bald zu den beſuchteſten und nahrhafteſten Badereien der Stadt zu erheben. Jetzt im Jahre 1523 war Peter Schmidt, der inzwiſchen freilich ein angehender Sechsziger geworden war, ein

ſchon gemachter Mann und ſeine Kundſchaft unter den Zunftgenoſſen und den geringeren Leuten eine überaus bedeutende. Beſonders Alles, was mit dem Hafen und der Schifffahrt irgendwie in Verbindung ſtand, verkehrte vorzugsweiſe gerne mit ihm und ließ ſich den ziemlich weiten Weg vom Strande bis zum Mühlenthor nicht verdrießen, um bei ihm das allwöchentliche warme Bad zu nehmen oder ſich ſchröpfen oder die Ader ſchlagen zu laſſen, was damals ebenfalls ſehr beliebte Mittel waren. So mußte Peter Schmidt in dem Badehauſe hinten auf dem Hofe, was ſein Waſſer aus der Oberwarnow vom Mühlendamm erhielt, ſtets einen Bademeiſter und zwei bis drei Badeknechte halten, während in den zwei Zimmern des Wohnhauſes hinten nach dem Hofe hinaus, die zur Verrichtung des eigentlichen Badergeſchäfts dienten, drei bis vier Geſellen und einige Lehrburſchen gewöhnlich in emſiger Thätigkeit ſich befanden. Sich ſelbſt gönnte der Bader jetzt die wohlverdiente Muße. Zwar war er den ganzen Tag, von früh Morgens bis Abends ſieben Uhr, wo ſein Haus geſchloſſen ward, auf den Beinen und leitete und überwachte Alles genau, aber außer beſonders

ſchwierigen Fällen, wenn es etwa galt, einen gar arg zerſchlagenen Kopf wieder gehörig zu bepflaſtern oder einen Beinbruch feſt zu ſchienen, oder auch, wenn er einem hochgeachteten alten Kunden vorzugsweiſe eine Ehre anthun wollte, legte er perſönlich niemals mehr eine Hand mit an. In einer kurzen, weiten Schaube von braunrothem Tuche, welche Farbe die Bader damals vorzüglich gerne trugen, damit die etwaigen Blutflecken, die ſie bei manchen ihrer Verrichtungen erhielten, weniger bemerklich wurden, kurzen, weiten, ſchwarzen Kniehoſen, die durch eine breite ſilberne Spange an den braunen wollenen Strümpfen befeſtigt waren, dabei für gewöhnlich im Hauſe ein Paar Schlurfpantoffeln tragend, auf dem ſchon ſtark grau geſprengelten Haupthaar ein ebenfalls braunrothes, vierkantiges Barett, etwas zur linken Seite gedrückt ſitzend, zeigte ſich Meiſter Schmidt unaufhörlich in den unteren Räumen ſeines Wohnhauſes oder auf dem Hofe oder im Badehauſe thätig. Dabei beſaß er eine kleine, ſehr zur Fülle neigende Figur und ſein Bäuchlein hatte bereits eine ganz ſtattliche Rundung. Auf den dicken, fleiſchigen Hals, der von einer zierlich gefältelten, ſtets ſchneeweißen Krauſe umgeben war, ſaß

ein Kopf, der allmälig wohl etwas zu volle Hängebacken und trotz häufiger Aderlasse zu stark röthliche Gesichtsfarbe erhalten hatte, sonst aber vielen geistigen Ausdruck zeigte. Zumal aus den blaugrauen Augen unter den schon weißlich gefärbten Brauen leuchtete Kraft und zähe Entschlossenheit hervor, während um den Mund stets ein frohes, behagliches Lächeln spielte. War doch der Bader einer jener glücklich organisirten Menschen, bei denen Klugheit, Willenskraft, große Gutmüthigkeit und dabei eine fast stets frohe Laune auf seltene Weise mit einander vereinigt sind. Wegen seines heiteren Humors und der lustigen Witzworte und stets schlagfertigen Antworten, die er zu ertheilen wußte, war Peter Schmidt in vielen Kreisen der Bürgerschaft Rostocks eine ungemein beliebte Persönlichkeit und gerade diese Eigenschaften hatten viel mit dazu beigetragen, daß sein Haus fortwährend einen so lebhaften Besuch erhielt. Es war zu jener Zeit die Sitte, daß die großen Stuben der Bader, in denen die Leute warteten, bis sie in die daneben stoßenden kleinen Gemächer, wo die verschiedenen Operationen vorgenommen wurden, ihren Eintritt nahmen, auch von sonstigen Gästen häufig in den Vormittagsstunden

beſucht wurden. Sie bildeten gleichſam eine Art Verſammlungsplatz, wo Freunde und Bekannte ihr Stelldichein nahmen, um mit einander zu plaudern, Geſchäfte zu verabreden und allerlei Neuigkeiten auszutauſchen. Da viele Badergeſellen auch täglich in die Häuſer der vornehmen Kunden kamen, um dort ihre Verrichtungen zu vollziehen, ſo erfuhren ſie dabei manche Neuigkeiten und ſo bildeten dieſe großen Vorſtuben der Bader ſtets den beſten Platz, um Alles zu erfahren, was in der Stadt irgendwie von Intereſſe ſich ereignet hatte. Eigene Zeitungen gab es ja damals noch nicht und ſo mußte das mündliche Wort die jetzigen gedruckten Nachrichten erſetzen. Eigentlich war es den Badern ausdrücklich nach ihrer Zunftrolle unterſagt, Bier, Wein oder Meth auszuſchenken, doch hatten ſie die Erlaubniß, über verſchiedene Wurzel und Kräuter abgezogene Branntweine in kleinen, ſpitzen, blechernen oder gläſernen Trinkgefäßen gleichſam als eine Arznei ihren Gäſten vorzuſetzen. So nahm denn häufig der Eine oder der Andere ein Spitzgläschen voll Wachholder- oder Kalmusbranntwein zur Stärkung des Magens dort ein, was ebenfalls wohl mit dazu beitragen mochte,

die Beſuche ſolcher Gäſte noch zu ſteigern und die Dauer ihrer Anweſenheit zu verlängern.

Trotz der ziemlich bedeutenden Zahl ſolcher Stuben der Bader in Roſtock, war aber die des Peter Schmidt unbedingt wohl mit die beſuchteſte. Beſonders in der Zeit von 10—11 Uhr Morgens, wo dann allgemein in allen Bürgerhäuſern das Mittagsmahl eingenommen wurde, war die Zahl der Gäſte oft ſo groß, daß ſie kaum Alle Platz fanden. Da das Giebelhaus, obgleich es eine beträchtliche Tiefe hatte, nach der Straße zu nur ſehr ſchmal war, ſo nahm dieſe Stube deſſen ganze vordere Breite ein, daß nur ein Gang, der nach der Küche und aus dieſer nach der Treppe in die erſte Etage führte, übrig blieb. Großer Luxus in den Einrichtungen der Häuſer des mittleren Bürgerſtandes war damals in Norddeutſchland unbekannt und ſo ſah es auch in dieſer Stube ſehr einfach aus. Der Fußboden war mit rothen Backſteinen gepflaſtert, die aber nach damaliger Sitte mit kleingehackten grünen Tannenzweigen oder im Sommer auch Binſen ſo dicht beſtreut wurden, daß man ihre Farbe kaum erkennen konnte. Die Wände und die nach oben gewölbte Decke waren vom Tüncher

geweißt, ein Geschäft, was alljährlich zu Ostern in allen wohlhäbigen Bürgerhäusern stets von Neuem geschah. Einige Bänke, hölzerne Stühle, ein langer Tisch, durch die ganze Breite des Gemachs reichend, und an der andern Seite ein großer Wandschrank mit gar vielen Schubfächern und Aufsätzen, in denen Meister Schmidt sowohl seine verschiedenen Instrumente, dann Pflaster und Bandagen aller Art aufbewahrte, wo aber auch die bäuchigen grünen Glasflaschen mit den mancherlei Sorten von Branntwein standen, bildeten die einzigen Gerätschaften in diesem Zimmer, was durch ganz kleine runde in Blei eingefaßte grüne Glasscheiben, die in zwei breiten Fenstern saßen, seine Beleuchtung erhielt. Die tadelloseste Reinlichkeit herrschte aber überall und besonders das weiße Lindenholz, aus dem alle Mobilien angefertigt waren, schimmerte förmlich in blendender Weiße. Außerdem hing damals freilich noch neben der Thüre ein kleines Zinngefäß für das Weihwasser, doch sah man, daß es leer und wahrscheinlich lange nicht mehr benutzt sei. Peter Schmidt gehörte jetzt seit Jahren zu den treuesten Anhängern der Lutherischen Lehre in Rostock und auch die Mehrzahl der Besucher seiner

Badeſtube galten als deren Freunde. Als vor zwei Jahren der Magiſter Slüter zuerſt in die Stadt kam, wo er zufällig alsbald mit dem geiſtig lebendigen und regſamen Bader bekannt geworden und hatte in nicht geraumer Friſt einen warmen Jünger ſeiner Lehren in ihm gefunden. Da der Magiſter als Lehrer an der Schule zu St. Petri nur ein ſehr karges Einkommen erhielt, der Bader aber ein wohlhäbiger Mann war, ſo machte Letzterer ihm den Vorſchlag, alltäglich das Mittagbrod an ſeinem Tiſche mit einzunehmen, und gerne war er auf ſolchen gaſtfreien Antrag eingegangen. Der Haushalt des Baders, deſſen Ehegattin ſchon ſeit einigen Jahren geſtorben war, wurde von ſeiner einzigen bereits erwachſenen Tochter, der Jungfer Suſanne, kurzweg Suſe genannt, geführt. Bei einem entſchieden häßlichen Ausſehen, denn ſie war in der Jugend durch einen Fall ſo verunſtaltet, daß ſie mit der einen Hüfte hinkte und auch ihr Rücken ſich nicht ganz grade zeigte, verband die Jungfer Suſe einen ungewöhnlich klaren Geiſt und ein tiefes Gemüth nebſt einer ſeltenen praktiſchen Tüchtigkeit. Sie war eine gar vortreffliche Wirthin, die dem weitläuftigen Haus-

halte des Vaters mit allen den Badergeſellen, Lehrlingen, Badeknechten und ſonſtigem Geſinde — und in jener Zeit hatten alle Dienſtleute Koſt und Wohnung in dem Hauſe ihres Dienſtherrn — mit der größten Ordnung vorzuſtehen wußte. Wenn die Jungfer ſchon in der frühen Morgenſtunde, in kurzem Rock von braunem Fries, die Füße in Holzpantoffeln ſteckend, ein mächtiges Schlüſſelbund am Gürtelhaken hängend, im ganzen Hauſe umher wirthſchaftete, da konnten alle deſſen Inſaſſen überzeugt ſein, daß die geringſte Nachläſſigkeit entdeckt und jede Unordnung gerügt wurde. Und wenn des Mittags mit dem Glockenſchlage 11 Uhr der lange Tiſch in der Vorderſtube mit blendend weißem Linnenzeug gedeckt war, die zinnernen Teller und Trinkbecher darauf wie blankes Silber glänzend, und nun nach einem vom Magiſter Slüter geſprochenen kurzen aber inhaltsvollen Tiſchgebet der Meiſter obenan, neben ihm zur Rechten und Linken ſeine Tochter und der tägliche Gaſt, dann gewöhnlich einige arme Studenten, welche Freitiſch erhielten, und darauf nach der Reihe ihres Eintritts im Hauſe, die Badergeſellen, der Bademeiſter und am untern Ende die Badeknechte und einige Haus-

mägde ihren Platz hatten, während die Lehrjungen nach altem Recht und Brauch die Speisen herbeiholten und die Bedienung des Meisters und der Gesellen besorgen mußten, dann waren die einfachen Speisen so kräftig gekocht und gut bereitet, wie dies in keinem Bürgerhause der Stadt besser geschah. Hatte Jungfer Suse doch das Meiste dabei in der Küche gethan und ohne ihre Hülfe wäre die junge Magd aus dem Dorfe, welche die Köchin vorstellen sollte, wahrlich nicht damit zu Stande gekommen.

Dabei war die Suse aber nicht blos von einer rein wirthschaftlichen Tüchtigkeit, sondern ihr Gemüth auch von der reinsten Begeisterung für höhere Ideen erfüllt. Wenn der beredte Mund Slüters von der neuen Lehre, die Luther in Wittenberg verkündet, sprach, so leuchtete auch ihr lebendiges Auge in der höchsten Begeisterung und andächtig lauschte sie allen seinen Worten. Und am Abend, nach vollbrachter Arbeit des Tages, wenn die Spindel noch in ihrer nimmer ruhenden Hand tanzte und aus gutem Flachs die feinen Fäden spann, aus denen der Nachbar Weber dann so untadelhafte Linnen webte, kannte sie kein höheres Vergnügen, als den ernsten Worten ver-

ſtändiger Männer mit aufmerkſamem Ohr zu lauſchen und deren Wahrheiten ſich tief in ihrem Innern einzuprägen. Sie war wirklich ein ſeltenes Weſen, dieſe krumme und bucklige Jungfer Suſe, und wer ſie näher kannte, der mu ßteſie ungemein ſchätzen und verehren. Weit und breit und hauptſächlich bei der ärmeren Nachbarſchaft war dies auch der Fall und wenn der Badermeiſter Peter Schmidt ſich bei einem gewiſſen Theile der Roſtocker Bürgerſchaft einer nicht geringen Popularität erfreuen durfte und ein Mann von Einfluß und Gewicht war, ſo konnte die allgemeine Verehrung, die ſeine Tochter im ganzen Kirchſpiel, ja ſelbſt über deſſen Grenzen hinaus genoß, ſich ſchon damit vergleichen. Galt ſie doch auch beſonders als der unentgeltliche Arzt aller armen Kranken des ganzen Kirchſpiels. Auch Slüter ſelbſt fühlte ein nicht geringes Intereſſe für das körperlich ſo unſchöne und geiſtig dafür ſo reich begabte Mädchen, welches er ſeit zwei Jahren faſt täglich geſehen und die auch ſonſt mit Rath und That, ihm, ſo viel ſie nur konnte, genützt hatte. Zwar als jetzt ernannter Prediger zu St. Petri hätte ſeine Einnahme es geſtattete, ſich eine Wirthſchafterin im Pfarrhauſe zu halten

und ſo am eigenen Tiſche zu eſſen, allein er konnte ſich ſo leicht noch nicht entſchließen, den liebgewordenen Mittagstiſch bei Peter Schmidt aufzugeben. Der kernhafte Mutterwitz und nie verſiegende Humor des Alten und der ſinnige Geiſt von deſſen verwachſenen Tochter, waren ihm eine ſo liebe Würze ſeines täglichen Mahles geweſen, daß er nicht darauf verzichten mochte. So hatte er denn eine lange Unterredung mit dem Bader und obgleich der anfänglich von einer Bezahlung nichts wiſſen wollte, machte es Slüter doch mit ihm aus, gegen ein wöchentliches Koſtgeld von drei Schilling Lübiſch auch fernerhin ſein Mittagsgaſt zu bleiben. Hierüber rümpften freilich gar Manche und ſogar ſelbſt einige nähere Freunde und Anhänger Slüters die Naſe und fanden es nicht angemeſſen, daß der Prediger an einer Kirche bei einem Bader täglich ſein Mittagsmahl einnehme und der Tiſchgenoſſe von Badergeſellen ſei, allein ſeine Worte, daß ſelbſt unſer Herr und Heiland Jeſu Chriſti ſtets mit den Niederſten des Volkes den Umgang nicht verſchmäht und ſein Mahl gar oft mit Arbeitern getheilt habe, entwaffnete dieſe Einwendungen. So war Slüter als Prediger zu St. Pe-

tri nicht allein der tägliche Mittagsgaſt, ſondern auch der wahre Hausfreund des Baders Peter Schmidt geblieben.

Dies und die offene Hinneigung des Genannten zu der neuen Lehre bewirkten auch, daß vorzugsweiſe die Anhänger des Lutherthums ſeine Badeſtube beſuchten. Erwuchs dem Alten auch mannigfache Ehre und vielfacher äußerer Vortheil dadurch, ſo hatte er auf der andern Seite dafür auch mit gar ſchweren Widerwärtigkeiten zu kämpfen und offene wie verſteckte Feindſeligkeiten aller Art von Seiten der papiſtiſchen Parthei in reichem Maße zu erdulden. Es war nur ein Glück, daß der Bader ein viel zu heiteres kerngeſundes Temperament beſaß, ſo daß alle Verdrießlichkeiten ihn lange nicht ſo ſehr angriffen, als dies bei vielen Andern wohl der Fall geweſen ſein würde. Seine große praktiſche Klugheit und Umſicht und die vielen Freunde, die er beſaß, vereitelten auch gar manche heimlichen wie offenen feindlichen Streiche ſeiner Gegner, ſo daß er bisher faſt immer als ein Sieger aus dieſen faſt täglichen Kämpfen hervorgegangen war. Zu offenbaren Gewaltthätigkeiten gegen ihn wagte aber die katholiſche Parthei nicht zu ſchreiten,

denn der dicke, luſtige Bader war eine zu popu=läre Perſönlichkeit in den Kirchſpielen zu St. Petri und St. Nicolai, und es wäre entſchieden ein Auf=ſtand losgebrochen, ſobald ein hoher Rath mit Ge=walt gegen ihn eingeſchritten ſein würde. Das wußten ſowohl der Rathsherr Cordes, wie auch ſein getreuer Helfershelfer, der Rottmeiſter Horwath, nur zu gut und ſo grimmig ſie auch immerhin den Peter Schmidt haßten, ſo verfuhren ſie doch nothgedrungen ungleich rückſichtsvoller gegen ihn, als gegen manche andere Häupter der lutheriſchen Gemeinde. Freilich traten in den letzten Monaten ſeit Slüters Wahl zum Pre=diger die Feindſeligkeiten, Ränke und Schliche ver=ſchiedener Art auch gegen den Bader immer häufiger und offener zu Tage.

So war es denn keine fröhliche Verſamm=lung von Männern, welche wir am Michaelistage des Jahres 1523 gegen Abend in der großen Stube des Baders vereinigt finden. Es war ein ſehr rauher und ſtürmiſcher Herbſtabend und der ſcharfe Nord=oſtwind, überhaupt ein nur zu häufiger, unwill=kommener Gaſt an der deutſchen Oſtſeeküſte, fuhr ſauſend durch die Gaſſen und warf manchen Dach=

ſtein von den hohen ſpitzen Giebeldächern der Häuſer praſſelnd hernieder. In der Stube ſelbſt war es dafür aber deſto gemüthlicher und traulicher. Der älteſte Lehrjunge hatte die ſchweren Eichenholzladen ſchon mit ſtarken Eiſenklammern vor den Fenſtern befeſtigt, eine zu jener Zeit der Unſicherheit nur zu nothwendige Vorſichtsmaßregel, im mächtigen Ofen von grün glaſirten Kacheln braunte ein großes Feuer aus wuchtigen Holzſcheiten und die zwei eiſernen Thranlampen, die an Ketten von den Decken hingen, denn der Gebrauch von Lichtern war damals ſelbſt in der wohlhäbigen Bürgersklaſſe ein noch ganz unbekannter und fand nur in den allervornehmſten Häuſern ſtatt, verbreiteten eine genügende Helle in dem Gemach.

Aber nicht ſo friedlich, wie das Zimmer ſelbſt ausſah, war der Ausdruck in den Geſichtern und in dem Klang der Stimmen der darin ſitzenden Männer. Zorn und Kummer, ja mitunter ein wilder Trotz lagen in den Zügen Aller und ihre Worte tönten heftig und rauh, ja bei Einigen ſchien der in ihrer Bruſt tobende Ungeſtüm ein ſo gewaltiger zu ſein, daß ſie ihn nur mit Mühe äußerlich zu unterdrücken vermochten. Es waren lauter angeſehene Bürger

der Stadt, die allgemein als die Häupter der lutheriſchen Pathei galten und auch aus ihrem Glaubensbekenntniß nicht das mindeſte Hehl machten. Da war Meiſter Willgaß, der Schiffbauer und Beſitzer einer Werft, auf der ſchon manches ſtattliche Fahrzeug, was der hanſiſchen Flagge alle Ehre machte, gezimmert war, ein Mann mit einem klugen intelligenten Geſicht, und neben ihm Schiffer Bradhering, ein echter und rechter verwetterter Seemann, rauh von Außen und grade nicht der Feinſte in ſeinem Auftreten, aber muthig und ſtark wie der Eisbär und unerſchütterlich feſt in dem, was er einmal für Recht erkannt hatte, und Meiſter Roloff, der Huf- und Waffenſchmied aus der Croplinerſtraße, wohlbekannt in ſeinem Gewerbe und geachtet bei allen Genoſſen der Zünfte, und Hinrich Wilm, ein Gewandſchneider, ein kleines ſchmächtiges Männlein, das dem rieſigen Schmied kaum bis zur Achſel reichte, aber gar gewandt mit der Zunge und wohlgeübt in allen Redegefechten war, und Klaus Stolterfoth, ein angeſehener Rothgerber vom Gerberbruch, und Stephahn, der Zunftmeiſter der Fiſcher von der Ober-Warnow, und ſo noch ein halbes Dutzend ande-

rer Bürger, mehr, deren Namen überall in den Quartieren einen guten Klang hatten.

Alle dieſe Männer, meiſt große kräftige Geſtalten, wie das Bürgerthum unſerer deutſchen Oſtſeeſtädte ſolche zu allen Zeiten viele hervorgebracht hat, trugen dichte ziemlich lange Vollbärte, was das Starke und Charakteriſtiſche ihrer männlichen ausdrucksvollen Köpfe noch mehr erhöhte.

Der Gegenſtand, der ſie am heutigen Abend zu dieſer außergewöhnlichen Verſammlung im Hauſe des Peter Schmidt herbeigeführt hatte, war eine Berathung über den ſchweren Druck, den ſeit den letzten Monaten die Lutheraner überall in der Stadt Roſtock erleiden mußten. Zwar war ein offenes Verbot dieſer Lehre von Seiten eines hohen Rathes noch niemals erfolgt und Jemand ausdrücklich deshalb, weil er dieſer Lehre angehörte, noch nicht beſtraft worden, im Uebrigen waren freilich die Plagen und Verfolgungen aller Art nicht gering. Wußte doch Jeder der Anweſenden eine gute Zahl mehr oder minder ſchroffer Beiſpiele anzuführen, was er ſelbſt oder Andere Alles hatten erleiden müſſen. Wo ein hoher Rath ſie nur hatte beläſtigen oder unter allen mög-

lichen Vorwänden ſtrafen können, da war dies gewiß geſchehen und eine große Anzahl der reichſten Kaufherrn und der Häupter der angeſehenſten Geſchlechter hatten in dieſen gehäſſigen Beſtrebungen gegen die Lutheriſchen förmlich mit einander gewetteifert. Gelder waren plötzlich gekündigt worden, alle verbrieſte Kapitalien entzogen, alle Kundſchaft förmlich nach einem gewiſſen organiſirten Plan aufgeſagt; kurz an allen ſolchen und vielen derartigen gehäſſigen Mitteln, um dieſe Männer an ihrem Vermögen zu ſchädigen, ihre bürgerliche Nahrnng zu beeinträchtigen und ſomit ihren guten Ruf zu untergraben, hatte es nicht gefehlt. Waren die Verlüſte, die Manche der Anweſenden bereits getroffen hatten, doch ſchon ſehr bedeutend und nur die feſte Eintracht, welche alle Lutheraner jetzt beſeelte und die wahrhaft liebevolle Brüderlichkeit, womit ſie ſich gegenſeitig durch Rath und That zu unterſtützen ſuchten, hatte allzu große Schädigungen bisher verhindert und die argliſtigen Pläne der Gegner vielfach zur Schande gebracht. Noch härter und ſchonungsloſer wie gegen die anſäſſigen Bürger und Meiſter der Zünfte, die der neuen Lehre offen angehörten, war man aber gegen alle

Geſellen, Tagewerker und Dienſtleute, von denen es bekannt war, daß ſie häufig die Predigten Slüters beſuchten, verfahren. Sie waren ihres Dienſtes entlaſſen und wenn ſie nicht ſogleich einen andern nachweiſen konnten, ohne Weiteres aus dem Weichbild der Stadt für immer verwieſen worden, ja der Rathsherr Cordes, der jetzt die Polizei verwaltete, hatte ſolche Leute unter den nichtigſten, oft förmlich künſtlich herbeigeführten Vorwänden auf der Frohnerei einſperren oder vom Büttel aufs härteſte auspeitſchen oder andere ſcharfe Strafen gegen ſie vollſtrecken laſſen. Und doch hatten alle ſolche Maßregeln bisher noch nicht im Geringſten genutzt, ja mitunter ſogar das Gegentheil erreicht, was ihre Urheber eigentlich bezweckten. Die ganze Feſtigkeit und die ſelbſtbewußte Kraft des kernhaften niederſächſiſchen Volksſtammes war jetzt in allen dieſen Leuten rege geworden, ſie ſetzten den Quälereien eines Cordes und Genoſſen offenen Trotz entgegen, und wiederholt war es ſchon zu blutigen Raufereien zwiſchen dieſen arg unterdrückten Lutheranern und den Söldnern der Schaarwache gekommen, bei denen letztere wohl mitunter den Kürzeren gezogen hatten. Eine wilde Gährung herrſchte

ſchon beſonders in den Kirchſpielen zu St. Petri und St. Nicolai unter den Arbeitern und es hätte nur eines muthigen, entſchloſſenen Anführers bedurft und einer jener blutigen Aufſtände gegen den Rath, wie deren die ältere Geſchichte Roſtocks ſo manche aufzuweiſen hat, wäre wieder ausgebrochen.

So lauteten die Erzählungen und Angaben aller jener Männer, welche dieſer Verſammlung am Michaelis-Abend beiwohnten. Je ſtärker aber ſich die Nachrichten über den Druck, dem das Lutherthum planmäßig ausgeſetzt war, häuften und ein Jeder neue und immer ſtärkere Vorfälle zu berichten hatte, deſto heftiger war die Stimmung, welche ſich allmälig immer mehr des größten Theiles dieſer Geſellſchaft bemächtigte.

„Und ich ſage, ſo kann und darf es nicht länger fortgehen und eine Schande bleibt es für uns Männer, wenn wir uns von einem Hallunken, wie dem Cordes und ſeinen verdammten Spießgeſellen, noch weiter das Fell über die Ohren ziehen laſſen ſollen," rief endlich der Schiffer Bradhering, mit ſeiner breiten Fauſt auf den Tiſch ſchlagend, daß die Platte förmlich krachte. „Setzen wir dem Unrecht, was uns alltäglich in ſo

heimtückiſcher Art geſchieht, doch offene Gewalt entgegen. An zweihundert Burſchen vom Hafen will ich ſogleich zuſammenbringen, denen es Vergnügen macht, dieſen Herren auf dem Rathhauſe ſchon aufzutrumpfen und den Cordes an dem höchſten Galgen, den nur unſere alte Stadt beſitzt, ſo wie er es ſchon lange verdient hat, aufzuknüpfen."

„Für die Schmiedeknechte unſerer Zunft ſtehe ich auch. Wir wollen den verdammten Papiſten ſchon wie altes Eiſen auf die Köpfe hämmern," dröhnte der tiefe Baß des Schmieds Roloff jetzt und wie von innerer Kampfluſt ergriffen, raſſelte er unwillkührlich mit ſeinem mächtigen Schwerte, was er nach guter Bürgerſitte am breiten Ledergurt um ſeine weite, dunkle Schaube trug.

Auch noch einige andere Bürger erhoben jetzt ihre Stimmen und erklärten ſich für den Beginn eines offenen Kampfes gegen den Rath und deſſen Freunde und je ſchneller ſolcher ausbreche und je rückſichtsloſer er geführt werde, deſto beſſer ſei dies.

Immer lauter ward nun die Aufregung im Zimmer und wenn auch der Bader Peter Schmidt und der Schiffsbauer Willgaß beſtändig zur Ruhe er-

mahnten und das thörichte Beginnen eines gewaltthätigen Aufstandes mit eindringlichen Worten darzustellen suchten, so trafen ihre vernünftigen Einwendungen doch nur taube Ohren.

Wie aber der Lärm am Aergsten wurde und besonders der Schiffer Bradhering und der Schmied Roloff schon so heftig dazwischen schrieen, daß die Jungfer Suse, die in der Küche nebenan angstvoll lauschte, bereits das Schlimmste befürchtete, da öffnete sich plötzlich die Zimmerthür und herein trat der Magister Joachim Slüter. Er trug seinen weiten, schwarzen Chorrock und ein schwarzes, vierkantiges Barett auf dem Haupte und hielt in der einen Hand eine brennende Laterne und in der anderen einen mächtigen Stock. Zwei Fischer vom „Fischerbruch", derbe, massive Gestalten, große Eisäxte in der Hand haltend, ein kurzes, breites Schwert an der Seite, folgten Slüter als Ehren- und Sicherheitsgeleite. Er war draußen vor dem Thore auf dem „Petridamm" gewesen, um einem dort wohnenden, armen Tagewerker den letzten Trost der Kirche in diesem Erdenleben zu spenden, und die vielen feindlichen Angriffe, denen der kühne Verkünder Luthers fast täglich von

ſeinen erbitterten Feinden ausgeſetzt war und die ſich ſchon zu mehrfachen Bedrohungen ſeines Lebens verſtiegen hatten, zwangen ihn, in der Dunkelheit ſich ſtets einer derartigen Begleitung von bewaffneten Anhängern zu bedienen, ſobald er weitere Gänge unternehmen wollte. Hatten ſeine Glaubensgenoſſen doch förmlich eine Art von Wache ſchon freiwillig gebildet, von der Tag und Nacht ſich einige Mann im Slüterſchen Hauſe aufhielten oder ihn auf ſeinen Gängen begleiteten, um ſo einigermaßen wenigſtens für ſeine perſönliche Sicherheit zu ſorgen.

Das edle Geſicht des jungen Prieſters ſah bleich aus und ſeine Züge drückten eine Art von Abſpannung aus, wie ſolche nur durch fortgeſetzte geiſtige Anſtrengung oder tiefen Kummer erzeugt werden kann.

Auf eine überraſchende Weiſe legte ſich bei ſeinem Eintritt in's Zimmer ſogleich der frühere heftige Tumult und eine tiefe Stille trat alsbald ein. Schien es doch, als ob ſelbſt der alte heftige Schiffer und der wilde trotzige Huf- und Waffenſchmied ſich ihres Tobens jetzt ſchämten, ſo geräuſchlos ſetzten ſie ſich wieder auf ihre Plätze nieder.

„Was iſt es, lieben Freunde und treuen Glaubens

genoſſen, was jetzt Euch in eine ſo lärmende Aufregung verſetzt zu haben ſcheint, daß das Geräuſch Eurer Worte ſich ſogar bis weit auf der Straße hören ließ?" frug Slüter mit ſeiner klangvollen Stimme.

Sogleich erfolgte keine Antwort und es ſchien faſt, als ob Alle ſich ihres früheren Gelärms ſchämten, denn ſelbſt der Bader drehte etwas verlegen mit dem Zipfel ſeiner Mütze umher.

„Nun, erſt ſo laut und jetzt plötzlich ſo ſtill, meine lieben Freunde?" frug der junge Prediger, nicht ohne einen leiſen Anflug von Spott in ſeinem Tone.

„Kurz heraus, ehrwürdiger Herr, es iſt gut, daß Ihr kommt, denn Eure Stimme ſoll hier allein entſcheiden," nahm jetzt aber Schiffer Bradhering das Wort, indem er ſich erhob. „Es iſt Euch ja bekannt, wie arg wir Lutheriſchen, wie ſie uns allgemein nennen, jetzt geplagt und gehudelt werden und daß förmlich ein geheimer Bund der Papiſten, an deren Spitze der Cordes ſteht, den Gott in ſeinem Zorne zum Rathsherren in unſerer Stadt gemacht hat, gegründet ward, uns Alle insgeſammt zu ver-

derben. Müßt Ihr doch am Meiſten von dieſen Niederträchtigkeiten leiden und ſeid ſelbſt kaum Eures Lebens noch ſicher. Da haben wir denn jetzt darüber berathen wollen, ob es nicht das beſte und kürzeſte Mittel ſei, mit offener Gewalt dagegen aufzuſtehen, die ſchuftigen Rathsherren abzuſetzen, lauter Freunde unſeres Glaubens an ihrer Stelle zu wählen, ſo daß wir dann ruhig und ungeſtört die lutheriſche, allein wahre (?) Lehre in Roſtock einführen können. Sprecht nur ein Wort der Billigung, ehrwürdiger Herr, und der Aufſtand kann heute Abend noch losbrechen und über 1000 Mann Seevolk und Schmiede, Brauer, Bäcker und Fiſcherknechte, Kerle, ſtark wie die Eisbären, die ſelbſt den Teufel nicht fürchten, wollen wir ſchon mit Wehr und Waffen zuſammenbringen. Was will dagegen ein hoher Rath mit ſeinen Paar Dutzend Söldnern von der Schaarwache und den vornehmen Laffen von den Geſchlechtern und aus den Kaufmannshäuſern und den Junkern aus der Nachbarſchaft, die zu ihm halten, wohl anfangen? Ja, ſprecht ein Wort heraus, ehrwürdiger Herr, und ſeid unſer Anführer und ich bürge für das Gelingen unſeres Planes," rief er zuletzt mit einer lebhafteren Stimme und ſeine eine Hand faßte die

Rechte Slüters, während er mit der andern, wie unwillkürlich von Kampfluſt hingeriſſen, ſein breites Enterſchwert aus der Scheide riß.

„Ja, ehrwürdiger Herr, ſprecht nur ein Wort und heute Abend noch ſind wir die Herren in der Stadt und unſere jetzigen Unterdrücker ſollen demüthig um Gnade bitten. Schiffer Bradhering hat Recht, über tauſend wehrhafte Männer aus allen Zünften wollen wir ſchon zuſammenbringen," riefen jetzt auch der Schmied Roloff und der Bäcker Niemann und noch einige Andere in buntem Chor.

Und wie Joachim Slüter dieſe muthigen Worte ſeiner Glaubensgenoſſen hörte, da zuckte es wohl einen Augenblick gleich einem freudigen Schein über ſein Antlitz, um aber alsbald wieder dem Ausdruck der Trauer zu weichen. „Nicht doch, meine lieben Freunde und treuen Genoſſen," rief er aus, und ſein ſtets ſonores Organ nahm einen ſo vollen Klang an, als ſtände er auf der Kanzel vor der andächtig ſeinen Worten lauſchenden Gemeinde. „Laßt ab von dieſem frevelhaften Beginnen des Blutvergießens und Kämpfens und ſchleudert nicht die unſelige Fackel des Bürgerkrieges in unſere Stadt! Iſt unſere Lehre die

wahre und reine, so wird sie trotz aller offenen und versteckten Angriffe unserer Feinde dennoch siegen, ohne daß wir nöthig hätten, unsere Hände mit dem Blute unserer Mitbürger für immer zu beflecken. Also setzt den gehässigen Angriffen unserer Gegner Muth und Geduld entgegen und wenn sie Euch zum Zorn reizen, so zeigt ihnen die wahrhaft christliche Sanftmuth. Bedenkt doch, welch erhabenes Beispiel unser Herr und Erlöser Jesus Christus uns auch hierin gegeben hat und wie er lieber die Qual des Todes am Kreuze ertrug, als daß er duldete, daß seine Freunde ihn mit Gewalt befreiten und ihre Hände um seinetwillen in Blut tauchten."

„Ja, ehrwürdiger Herr, auch hierin, wie in Allem, habt Ihr Recht und tausendfach Recht. Meine lieben Freunde und Mitbürger, laßt uns daher keinen wilden Aufstand beginnen, sondern versuchen, ob wir nicht unserer gerechten Sache auf friedlichem Wege ihren schließlichen Sieg zu verschaffen vermögen," rief, als Slüter geendet hatte, der Bader Peter Schmidt, und sein rundes, sonst stets so lustig und pfiffig lächelndes Gesicht hatte jetzt plötzlich den Ausdruck innerer Begeisterung angenommen.

„Nun, wenn Ihr so wollt, ehrwürdiger Herr, so muß freilich Frieden bleiben und wir müssen auch fernerhin unser hartes Schicksal geduldig tragen, denn wenn Ihr uns fehlt, so sind wir ohne Haupt. Mir jedoch nach meinem Sinne wäre ein tüchtiges Dreinschlagen weit lieber gewesen," brummte etwas unwillig der Schiffer Bradhering, indem er sich wieder setzte.

„Nun aber, meine lieben Freunde, da wir ja jetzt in so zahlreicher Versammlung beisammen sind, will ich Euch noch eine andere Mittheilung machen, die, wie ich fürchten muß, Euch wohl betrüben wird," nahm Slüter nach einer kleinen Pause wieder das Wort. — „Es ist nämlich mein fester Entschluß, baldigst, wenigstens auf einige Zeit, Rostock zu verlassen."

„Was, ehrwürdiger Herr, Ihr wollt uns verlassen, Ihr, unser Haupt, unser Alles, wollt fort von hier? Bedenkt, was soll aus unserer kaum gegründeten Gemeinde werden, wenn Ihr uns fehlt?" rief der Bader mit der höchsten Bestürzung und viele Andere stimmten sogleich ihm bei und eine gewaltige

Aufregung entſtand in der kaum etwas beruhigten Verſammlung.

„Und doch, meine Freunde, iſt mein Entſchluß wohl erwogen nnd die Nothwendigkeit zwingt mich, ihn auszuführen," antwortete hierauf Slüter. „Daß es nicht Furcht und erbärmliche Schwäche iſt, die mich dazu treibt, auf kurze Zeit die gute liebe Stadt Roſtock wieder zu verlaſſen — davon ſeid Ihr Alle hoffentlich feſt überzeugt. Hat Gott der Herr mir in ſeiner Gnade die Kraft verliehen, die zwei und ein halb Jahre, die ich hier nun bereits weile, den Angriffen meiner Feinde zu trotzen und die durch unſern Dr. Martinus Luther von allen papiſtiſchen ſündhaften Zuthaten neu gereinigten Lehren Chriſti hier zu verkünden, ſo würde ich auch fernerhin ausharren und wäre die Schaar meiner Widerſacher ſo zahlreich, wie die Sandkörner am Dünenſtrande unſeres Meeres. Aber ein Bedenken kam mir, ob ich nicht anderswo — wenigſtens für den Augenblick — mehr nutzen könne, als gerade innerhalb der Mauern dieſer Stadt und ob nicht auch durch meine freiwillige Entfernung unſere Feinde nachläſſiger in ihren Angriffen und weniger rachſüchtig in ihren Verfolgungen gegen Euch,

meine Freunde, werden möchten. Wie die Verhältniſſe in Mecklenburg jetzt beſchaffen ſind, ſo darf ich die Hoffnung hegen, daß der Herzog Heinrich zu Güſtrow ein kräftiger Beſchützer unſerer Lehre ſein wird. Ich will hier nicht unterſuchen, ob wahre Erkenntniß ihn allein zu dieſer Hinneigung zum Lutherthum treibt, oder ob er nicht dabei auch hofft, durch eine ſtarke lutheriſche Partei ſeine weltliche Macht im Mecklenburgiſchen Lande zu verſtärken und durch die Säculariſation mancher Klöſter ſeine Kaſſe zu füllen. Sei dem nun, wie ihm wolle, ſo iſt doch jetzt am herzoglichen Hoflager zu Güſtrow bereits eine große lutheriſche Partei und der Herzog perſönlich dieſer nicht ganz abgeneigt, obgleich er ſich freilich öffentlich auch noch nicht zu ihr bekannte. Von einflußreichen Perſonen in Güſtrow ſind mir nun wiederholt ſchon dringende Sendſchreiben zugeſandt, daß ich dorthin kommen und durch meine Worte und Lehren das Lutherthum daſelbſt noch mit fördern und verbreiten helfen möge. Lange zauderte ich, denn höchſt ungern und nur der äußerſten Nothwendigkeit nachgebend, möchte ich mein liebes Roſtock und Euch, meine treuen Freunde und Genoſſen, in deren Mitte ich mich ſo wohl und heimiſch fühlte,

ſchon wieder verlaſſen. So habe ich denn alle meine Zweifel und Bedenken unſerem hochverehrten Meiſter, dem Dr. Martinus Luther in Wittenberg, anheimgegeben, ihm alle Verhältniſſe hier in Roſtock, wie auch im Allgemeinen in Mecklenburg, nach beſtem Wiſſen und Erkennen geſchildert und ihm dabei geſchrieben, daß ich mich ſeiner Entſcheidung, falle ſie nun auch aus, wie ſie wolle, unbedingt fügen werde. Am geſtrigen Tage erhielt ich nun wieder ein ausführliches Schreiben von dem lieben, prächtigen Mann, in welchem er mir mittheilt, daß es nach ſeinem Dafürhalten für die Ausbreitung und Erſtarkung unſerer Lehre hier an der Oſtſee entſchieden das Beſte ſein würde, wenn ich nach Güſtrow an das herzogliche Hoflager mich begebe und von dort zu wirken ſuche. Hier in dieſer Stadt iſt unſere Lehre ſchon ſo gefeſtigt und zählt einen ſo tüchtigen Kern von echten Männern zu ihren gläubigen Anhängern, daß ich nicht die mindeſte Furcht mehr hege, es werde allen Anſtrengungen unſerer Feinde je wieder gelingen, ſolche zu unterdrücken. Mögen ſie auch alle Künſte der Argliſt und alle Bedrückungen der Gewaltthätigkeit dagegen anwenden, nun und nimmermehr wird es ihnen glücken, den edlen Samen

wieder auszurotten. Unter Gottes gnädigem Schutz und Beistand wird er fortgedeihen und grünen und zu einem mächtigen, lebensfrischen Baum emporwachsen, der noch gar vielen Geschlechtern nach uns Schatten verleiht und an dessen süßen Früchten sich Tausende noch erquicken werden. Diese feste Hoffnung habe ich. So ist meine persönliche Anwesenheit hier nicht mehr so erforderlich, als vor wenigen Jahren es entschieden der Fall gewesen sein möchte. Und dann, meine lieben Freunde, ist die Entfernung von Güstrow nach Rostock ja nicht so groß, daß mein vorläufiger Aufenthalt daselbst eine stete Trennung bedeutet. Mit einem tüchtigen Ritt von sechs bis acht Stunden kann ich von Güstrow immer hierher gelangen und so hoffe ich dies allmonatlich thun zu können. Verweigert uns dann, wie ich befürchten muß, ein hoher Rath die Erlaubniß, hier unseren Gottesdienst abhalten zu dürfen, so grenzt das herzogliche Gebiet ja an das Weichbild von Rostock und dort können wir ungestört unsere religiösen Versammlungen im Freien feiern. Dies, meine lieben Freunde, ist die Nachricht, die ich Euch jetzt verkünden wollte, und gar herzlich bitte ich Euch, macht mir nun meinen

ſchon ohnehin nur zu ſchweren Entſchluß durch etwaige Bitten nicht noch ſchwerer," ſchloß Slüter mit bewegter Stimme ſeine Rede, während welcher eine lautloſe Stille in der ganzen Geſellſchaft geherrſcht hatte. Nur aus der Küche, wo die Jungfer Suſe ſtill auf ihrem niederen Schemel am Heerde geſeſſen hatte, ließ ſich jetzt ein ſchwer unterdrücktes Schluchzen vernehmen.

„Was Ihr beſchließt, ehrwürdiger Herr, iſt wohl gethan, und nun gar, wenn Ihr nach dem Rathe unſeres hochverehrten Dr. Martin Luther zu Wittenberg handelt, geziemt es uns wahrlich nicht, ein Wort des Widerſpruchs dagegen zu erheben. Wie ſchmerzlich uns aber Euer Scheiden ſein wird und mit welcher Sehnſucht wir darauf hoffen, daß Ihr bald wieder ganz noch Roſtock heimkehret, brauche ich Euch wohl nicht erſt zu ſagen. Aber das hoffe ich im Namen Aller, die hier verſammelt ſind, feſt ausſprechen zu dürfen, daß wir auch fernerhin ohne Eure ſtete Anweſenheit treu an der reinen Lehre Luthers feſthalten werden und weder Drohungen und Gewaltthätigkeiten, noch Verlockungen und Verführungen uns von unſerem Glauben, den wir einmal für den rechten

erkannten, abbringen ſollen. Dafür ſind wir ja Roſtocks Bürger und was wir für recht erkennen, daran halten wir auch feſt," ergriff noch einer kleinen Pauſe der Bader Peter Schmidt das Wort und ſeine ſonſt ſo heitere Stimme klang jetzt gar traurig.

„Ja, ſo iſt es, der Bader hat Recht geſprochen, wir bleiben Euch treu, Magiſter Joachim Slüter, und was da auch kommen möge, es ſoll uns Niemand von unſerem Glauben wieder abbringen," riefen jetzt Alle im lauten Chor und Einige ſtießen dabei, wohl zur beſſeren Bekräftigung ihrer Worte, mit den Schwertern auf den Fußboden, daß es laut klirrte.

„Habt Dank, Geliebte im Herrn, für Euer Verſprechen und daß Ihr ſolches auch halten werdet, darauf darf ich ſchon ſicher bauen," erwiderte der Magiſter, nun noch recht herzlich Allen die Rechte reichend.

Gar Manches gab es nun noch zu beſprechen und viele Rathſchläge, wie ſie ſich nach ſeiner Entfernung nun benehmen ſollten, hatte der Scheidende zu ertheilen. Auf das Dringendſte warnte er aber noch vor offener Widerſetzlichkeit gegen die Verordnungen des Rathes und ſchilderte das Unglück, was die Stadt

treffen würde, wenn ein gewaltsamer Aufstand wegen confessioneller Streitigkeiten ausbrechen sollte, mit den lebendigsten Worten. Dagegen ermahnte er Alle, gegenseitig treu und fest aneinander zu halten, sich mit Rath und That, soviel sie nur vermöchten, in allen Nothfällen des Lebens zu unterstützen, einen Hausgottesdienst nach der reinen Lehre Luthers bei sich einzuführen und allen Bedrückungen und Verfolgungen ihrer Feinde die standhafteste Geduld und Langmuth entgegenzusetzen. Er wies hierbei auf das erhabene Beispiel hin, welches die ersten Christen zur Zeit ihrer Verfolgung und Bedrückung durch die Heiden gegeben hätten, und ermahnte sie, daran sich zu stärken und gleich diesen zu handeln. Nicht ohne tiefen Eindruck blieben diese begeisterten Worte des so hoch verehrten Mannes auf Alle und selbst feste Männer, wie der riesige Schmied Roloff oder der alte, verwetterte Schiffer Bradhering, wurden dadurch auf's Tiefste gerührt.

Unter solchen ernsten Reden und verständigen Berathungen war die Mitternachtsstunde nur zu schnell gekommen und die Thurmuhr der Kirche zu St. Nicolai hatte bereits die zwölfte Stunde verkündet, als

endlich Slüter ſelbſt zum Aufbruch trieb. War es doch in jener Zeit ein äußerſt ſeltenes Ereigniß, daß nach der zehnten Stunde ſich noch verſpätete Wanderer auf der Straße ſehen ließen.

Auf den Rath des vorſichtigen Baders mußten alle Anweſenden einzeln oder doch nur in kleineren Haufen ſeine Wohnung verlaſſen, ja Einige ſogar über den Hof, von wo eine enge Hinterthür nach der ſchmalen Straße am Wall führte, ihren Weg nehmen, um ſo alles etwaige Aufſehen möglichſt zu vermeiden. Eine kleine Handlaterne von Horn ſteckte Jeder ohnehin auf ſeinen Stab, den er zur Stütze trug und lockerte das Schwert auch vorſorglich in der Scheide, um gegen einen Angriff böſer Strolche, die trotz aller Streifgänge der Schaarwache die Straßen zur Nacht nur unſicher machten, gerüſtet zu ſein. So ſchlüpften ſie denn Alle aus der halbgeöffneten Hausthür auf die dunkle Straße, auf welcher der Sturmwind ſein wildes Spiel noch fortwährend trieb, hinaus. Der letzte war Slüter, von ſeinen beiden Beſchützern, den Fiſchern, geleitet. Als er noch auf der Hausdiele weilte, um etwas an dem weiten Mantel, den er zum Schutz gegen das Unwetter über den Chorrock ge-

worfen hatte, zu ordnen, ergriff eine Mädchenhand die ſeine und hatte, bevor er es noch verhindern konnte, einen ſchnellen, heißen Kuß darauf gedrückt und eine leiſe Stimme flüſterte ihm zu:

„Gott möge es Euch für alle Ewigkeit lohnen, was Ihr heute wieder geleiſtet habt. Für den Dank eines Menſchen iſt Euer Verdienſt, daß Ihr den Bürgerkrieg in unſerer Vaterſtadt verhütet, zu groß. Wenn es Euch aber eine Freude gewähren kann, daß ein armes Mädchen allabendlich in ihrer einſamen Kammer heiße Gebete zu Gott dem Herrn für Euer Wohlergehen und die Erſtarkung der Lehre, die Ihr uns zuerſt verkündet habt, richtet, dann könnt Ihr überzeugt ſein, daß dies ſtets geſchieht.“

Bevor aber noch der überraſchte Magiſter ein Wort der Erwiderung finden konnte, war Suſe, denn jene hatte dieſe Worte geſprochen, ſchon wieder in ihre Küche zurückgeſchlüpft. Nicht ohne einen bleibend tiefen Eindruck blieben dieſe Worte aber auf Slüter.

Und als der Letzte ſeiner Gäſte ſein Haus verlaſſen hatte, da hielt Peter Schmidt, als guter Hausvater, noch mit der Laterne vorſorglich einen letzten Rundgang im ganzen Gebäude und auf dem Hofe

und ſah nach, ob auch alle Eiſenſtangen vor die Läden und Thore geſchoben und alle Vorlegeſchlöſſer gut in Ordnung waren. Als dies geſchehen, ließ er die zwei mächtigen Hofhunde erſt aus ihrem Stalle heraus und die großen Thiere, ungeduldig über die heute ſo ungewöhnlich verſpätete Stunde, daß ihnen ihr Wächteramt anvertraut wurde, ſtürmten mit weiten Sätzen und laut vor Freude bellend umher. In jener böſen Zeit der Unſicherheit waren aber alle ſolche Vorſichtsmaßregeln nur zu ſehr geboten, denn frecher Raub und gewaltſamer Einbruch gehörten leider nicht zu den Seltenheiten, trotz der blutigen Strafen, die allen ertappten Verbrechern drohten.

Als er nun alle dieſe Pflichten erfüllt hatte, da zog ſich auch der brave Bader zur Ruhe in ſein Kämmerlein zurück und nach dem lauten Vaterunſer, was er allabendlich zu beten pflegte, kam noch ein kurzes aber inniges Gebet, daß Gott der Herr die Wege Slüters ſchirmen und ſchützen und die Einführung des Lutherthums in Roſtock und Mecklenburg, ja überall an der deutſchen Oſtſeeküſte unter ſeinen gnädigen Schutz nehmen möge.

Hinter einem Pfeiler unweit dem Hauſe von Peter

Schmidt am Mühlenthor hatte aber der Rottmeiſter Horwath als eifriger Späher geſtanden, um genau zu beobachten, wer ein Theilnehmer dieſer Verſammlung geweſen ſei. Ein dunkler Mantel hüllte ihn faſt ganz ein und verhinderte das Blitzen ſeines Bruſtharniſches und ſo hatte er unbemerkt ſich ſo nahe heranſchleichen können, um die mit ihren Laternen fortgehenden Männer deutlich zu erkennen und ſelbſt manche Worte ihrer Unterhaltungen zu erlauſchen. Eine hämiſche Rachſucht erfüllte ſeine Bruſt und mit leiſem böhmiſchen Fluche murmelte er vor ſich hin: „Ein ſchönes Neſt von dieſen verdammten Ketzern war hier bei dem alten verruchten Sünder, dem Peter Schmidt wieder beiſammen. Wäre es nur nach meinem Wunſch und Willen gegangen, ſo hätten wir mit unſeren Leuten von der Schaarwache das Haus jetzt umzingeln und ſo die ganze Brut in unſere Gewalt bekommen können und Gevatter Boddien, der Scharfrichter in der Frohnerei, hätte mit Hängen, Köpfen und Verbrennen eine geſchäftige Zeit voll luſtiger Arbeit gehabt. Wären dieſe dreißig Kerle, die hier vereinigt geweſen, nur am Galgen und dieſer Erzſchuft, der Slüter, brennte auf dem Scheiterhaufen als

Vorgeſchmack des ewigen Bratens, was er dereinſt in der Hölle erleiden muß, ſo hätte es mit der ganzen verdammten Ketzerei in Roſtock weiter nichts mehr auf ſich und das Treiben wäre ein für allemal aus. Aber leider iſt unſer hoher Rath und nun gar der Herr Bürgermeiſter Gerdes nur nicht für ſolche offene Gewalt. Nun jedenfalls giebt es eine gute Meldung über die heutige Zuſammenkunft und was für Schändlichkeiten dabei bezweckt wurden, die mir der Rathsherr Cordes ſchon mit einem Gulden belohnt, und wenn ich den Patres im Kloſter zu St. Johannis die ganze Geſchichte weitläufig erzähle, dürfen die mit dem Trunke auch nicht ſparen," ſchmunzelte er noch, ſich leiſe im Schatten der Häuſer hinſchleichend, um die weitere Wanderung von Slüter noch zu belauſchen.

Wie nun Slüter es am Michaelis-Abend im Hauſe des Baders ſeinen getreuen Anhängern verkündet hatte, ſo führte er es auch einige Wochen ſpäter aus, ſo viel inneren Schmerz ihm dieſe Entfernung von Roſtock auch bereitete.

An einem rauhen Novembertage hielt vor dem beſcheidenen Hauſe, welches er als Prediger bewohnte, ein

einfacher Wagen mit einem Leinwanddach, mit zwei kräftigen Braunen des Bäckers Niemann beſpannt, der ihn und ſeine geringen Habſeligkeiten gen Güſtrow an das Hoflager des Herzogs Heinrich von Mecklenburg führen ſollte. Allzu viel Platz nahmen letztere freilich nicht ein und eine ziemlich ſchwere Kiſte mit gelehrten Büchern bildete das bedeutendſte Stück. So konnten denn auch noch der Schiffer Bradhering und drei andere junge Steuerleute, welche zum Schutz und zur Sicherheit Slüters ihm das Geleite geben wollten und die als echte Seeleute des Reitens unkundig waren, im Wagen mit Platz finden. Eine Pike in der Hand, das ſchwere Enterſchwert am Leibgurt, bildeten dieſe braven Männer ſchon einen tüchtigen Schutz. Da ſich aber, vielleicht nicht ohne Grund, das Gerücht verbreitet hatte, daß ein mit dem Rath ſehr befreundeter Junker von Walsleber dem Slüter einen bewaffneten Hinterhalt unweit Keſſin gelegt habe, um ihn aufzuheben und dann für immer unſchädlich zu machen, ſo hatten ſich wohl ein Dutzend ſeiner treueſten Anhänger zu Roß geſetzt, um ihn ſo in Wehr und Waffen bis an das herzogliche Hoflager zu geleiten. Da war der rieſige Schmied Roloff, der ſich

den schwersten Hengst eines Strandfuhrmanns ausgesucht hatte, um ein Roß zu finden, das ihn zu tragen vermochte, und der Schiffszimmermeister Willgaß und noch gar manche Andere, die wir an jenem Abend bei Peter Schmidt bereits fanden. Alle diese Bürger hatten einen Harnisch über ihr Wamms geschnallt, eine Pickelhaube von Metall auf ihrem Kopfe, lange schwere Reiterstiefel von gelbem Rindleder über das Knie gezogen, ein breites Schwert hing an ihrer Seite und bei Mehreren blinkte auch schon der reich verzierte Knauf eines langen Faustrohrs aus der Halfter am hochpauschigen Sattel. So bildeten sie auf ihren starken, wohlgenährten Rossen schon ein ganz stattliches Häuflein, mehr als hinreichend, einen Ueberfall eines frechen Junkers abzuwehren. Ein lebendes Bild jenes männlichen, streitbaren Bürgerthums, wie solches damals in den deutschen Hansestädten so vielfach wohnte, zeigte sich in ihnen.

Auf dem vordersten Strohsack neben dem Kutscher saß der Magister Joachim Slüter, in einen einfachen dunklen Regenmantel von grobem Wollenzeug gehüllt. Zwar sah sein Gesicht bleich und abgehärmt aus und man konnte es ihm nur zu deutlich ansehen, welch'

tiefen Schmerz es ihm bereitete, jetzt aus Roſtock zu ſcheiden, und doch leuchtete ſein Auge wieder freudig, als er die vielen ſichtbaren Zeichen der treuen Anhänglichkeit ſeiner Glaubensgenoſſen erkannte. Vor vielen Häuſern in den Straßen, durch welche ſein Weg vom Pfarrhauſe an der Petrikirche bis zum Mühlenthor führte, ſtanden ſeine Verehrer und riefen ihm, unbekümmert um die finſtern Geſichter, ja ſelbſt einzelnen Drohworte der papiſtiſchen Partei, ihre letzten Abſchiedsgrüße zu. Manche Frauen weinten laut und hielten ihre Kinder hoch auf dem Arm, ſo daß ſie den ſcheidenden Slüter ſehen konnten, und riefen laut: „Ja, Kinder, ſeht Euch den Mann hier nur noch recht an; einen beſſeren hatte unſere Stadt noch nicht, ſo viele hundert Jahre ſie nun auch ſchon beſtanden hat," und was ähnliche Reden noch mehr waren.

Vor dem Giebelhauſe des Peter Schmidt mußte der Wagen mit ſeinem ſtattlichen Reitergefolge noch zuletzt anhalten. Den mächtigen Zinnpokal mit gutem Wein gefüllt, ſtand der kleine, dicke Bader, deſſen rundes Geſicht jetzt gar traurig ausſah, vor ſeiner Thüre, Allen den letzten Abſchiedstrunk in Roſtock zu

reichen. Und obgleich Slüter dem Trinken ſonſt ſehr abhold war, ſo konnte er diesmal nicht anders, er mußte den Humpen ſchon auf eine glückliche Reiſe und fröhliche Wiederkehr leeren. Ihm folgend trank nun auch Jeder ſeiner Begleiter den Steigbügeltrunk und zeigte den umgeſtürzten Humpen zum Zeichen, daß er auch vollſtändig geleert ſei. Zum Bader neigte ſich aber Schmied Roloff vom Roſſe und flüſterte ihm leiſe zu: „Hinten in der Schottkelle des Wagens habe ich ein Faß vom beſten Doppelbier hinlegen laſſen, ſo daß wir im Keſſiner Krug doch noch einen friſchen Trunk finden werden.“ Trotz ſeiner traurigen Stimmung konnte der dicke Bader doch nicht umhin, über dieſe weiſe Vorſorge ſeines rieſigen Freundes mit ſeiner ſtets durſtigen Kehle zu lachen.

Hinter den kleinen, grünen Glasſcheiben in dem erſten Stockwerk des Hauſes, wo das eigentliche Wohnzimmer des Baders war, ſtand eine bleiche Frauengeſtalt mit gar ſchwerem Herzen und ſah mit thränengefülltem Auge dem ſcheidenden Slüter nach, Es war Suſe, und ob noch andere Empfindung, als die der Trauer, daß der große Reformator jetzt die Stadt verlaſſen müſſe, ihre Bruſt erfüllte und neben

der Verehrung und Hochachtung ein zweites, vielleicht noch tieferes Gefühl ſie bewegte; wer vermochte dies zu ergründen? Aufrichtiger und tiefer ward aber Slüters Scheiden aus der Stadt wohl von Niemandem beklagt, als von dieſer, am Körper ſo unſchönen, an Geiſt und Herz aber ſo reichen Baderstochter.

Fünftes Capitel.

Das Haus des Kaufherrn Niclas Wulf und ſeine Tochter Gold-Annchen.

Das große, ſpitze Giebelhaus des reichen Kaufherrn Niclas Wulf an der Ecke der Alt-Bettelmönchſtraße und des Hopfenmarktes war unbedingt eins der ſtattlichſten Gebäude in der ganzen Stadt. Ueber vier Stockwerk hoch erhob ſich der breite, vielgeſchnörkelte Giebel, wenn auch die eigentlichen Wohnzimmer nur bis in die zweite Etage reichten. Mächtige Getreideböden, auf denen manche Laſt goldener Weizen lagern konnte, nahmen den größten Theil des ganzen Vorderhauſes wie auch der weit bis in die Nebenſtraße reichenden Hintergebäude ein, und doch wollten ſie oft kaum genügen, nur all das während der Wintermonate einge-

kaufte Korn zu lagern, bis im Frühling die wieder beginnende Schifffahrt dann gar große Lücken in die aufgespeicherten Vorräthe brachte. Es war ein altgegründetes, gar ansehnliches Geschäft, das Wulf'sche, dessen Einkäufe sich bis weit in das Mecklenburgische Land erstreckten, und dessen Verkäufe aber Drontheim wie Bergen, Stockholm wie auch gar manche französische Handelsstadt mit Getreide versahen.

Ueber ein Dutzend stattlicher Schiffe rhedete der Herr Niclas Wulf, die größtentheils nur in seinem eigenen Handel oder in dem seines Schwähers, des Handelsherrn Marten Brömsen auf dem Borgwall, der mehr in der Einführung der nordischen Produkte, als Häring, Thran, Eisen, Kupfer und Stockfische — letztere damals in der katholischen Zeit wegen der vielen gebotenen Fasttage ungleich mehr als jetzt an der deutschen Ostseeküste benutzt — seine Thätigkeit suchte, beschäftigt wurden.

So konnten beide Häuser sich gegenseitig in ihren Handelgeschäften ergänzen und die Fahrzeuge, die mit den Wulf'schen Getreideladungen ausfuhren, kehrten mit dem Brömsen'schen Eisen oder Kupfer wieder zurück.

Eine rege Geſchäftigkeit herrſchte in den Herbſt- und Wintermonaten, wenn die hartgefrornen Wege die Zufuhren von den Rittergütern erleichterten, oder während des Frühlings und Sommers, wenn die Verſchiffungen recht lebendig waren, im Wulf'ſchen Geſchäftshauſe. Gleich vorne an der Hausthür neben der hohen, ſteingepflaſterten Diele, die mit ihrer Höhe bis in die zweite Etage reichte, war die Schreibſtube. Wohl ein halbes Dutzend Kaufmannsgeſellen, unter der Aufſicht des alten, grämlichen Obergeſellen Maßmann, der auch die Schlüſſel zu der mächtigen, eiſernen Geldkiſte, die tief in die dicken, maſſiven Fundamentmauern des Hauſes eingelaſſen war, führte, waren hier in unausgeſetzter Thätigkeit von früher Morgenſtunde bis zur abendlichen Dunkelheit beſchäftigt. Manche dieſer Kaufgeſellen ſchrieben auf dickem, groben Papier mit vielgeſchnörkelten Schriftzügen die umſtändlichen, alle möglichen Curialien und Formalitäten, auf die damals ſtrenge geſehen wurde, enthaltenden Handels- und Geſchäftsbriefe, die im Geſchäfte nothwendig waren. Da zeigte in dem einen Briefe Herr Niclas Wulf ſeinem Geſchäftsfreunde in Drontheim an, daß die erwartete Ladung Weizen ſchon

vor einigen Wochen mit dem Schiffe St. Chriſtophorus an ihn abgeſandt ſei, während in einem anderen Schreiben an ein Haus in Copenhagen die beſorgte Anfrage geſtellt wurde, ob genanntes Schiff vielleicht im Sunde oder Cattegat einen Schaden erlitten haben möchte, und ein dritter Correſpondent ſich nach dem Stand der Getreidepreiſe in Bordeaux erkundigte, und ob vielleicht eine gute Ladung Franzwein als Rückfracht von dort zu bekommen ſein würde. Alle ſolche Briefe erforderten damals viel Zeit, ihre Beförderung nahm oft Wochen oder Monate in Anſpruch und von der raſtloſen, geſchäftigen Eile unſerer Jetztzeit hatte man im Mittelalter kaum eine Ahnung. Andere Schreiber, die mit beſonders ſchönen und großen Frakturbuchſtaben förmlich malen mußten, damit die größtentheils im Leſen von Briefen ſehr ungeübten Ritter und Junker vom Adel auf den Rittergütern den Inhalt überhaupt nur entziffern konnten, beſorgten den Briefwechſel mit den Verkäufern des Getreides im Lande ſelbſt. Da meldete wohl Herr Niclas Wulf unter faſt endloſen Curialien einem Ritter von Moltzahn, daß er die zehn vierſpännigen Fuhren Weizen in nächſter Woche annehmen und nach

dem letzten Preiſe bezahlen wolle, doch möchte man ja nicht vergeſſen, einige reiſige Knechte zum ſicheren Geleit des empfangenen Geldes mitzuſenden, da die Landſtraßen ſehr unſicher wären und allerlei Strolche und Raubgeſellen wieder frecher denn je ihr Weſen trieben. Noch mehr als mit der Schreiberei waren dieſe Geſellen aber in manchen andern Verrichtungen thätig. Welche ſortirten die Pfennige und Schillinge, warfen die ſchlechten und falſchen bei Seite und packten die für gut befundenen wohl gezählt in beſondere größere und kleinere Beutel von Leinwand, die feſt verſchnürt und dann vom Kaufherren ſelbſt ſorgſam eigenhändig mit ſeinem Handſiegel in Siegelwachs verſehen wurden. Solche Beutel anſehnlicher Kaufhäuſer, auf denen dann die darin enthaltene Summe mit großen Ziffern verzeichnet ſtand, gingen oft durch Hunderte verſchiedener Hände, bevor ſie geöffnet wurden, da Jeder von ihrer Richtigkeit feſt überzeugt war. Einige Geſellen waren gewöhnlich auf den Kornböden und Speichern beſchäftigt und überwachten das Umſchaufeln des Getreides, oder ſtanden dabei, wenn die großen Säcke von den Landfuhren heraufgewunden und ausgeſchüttet wurden, oder ließen die

Säcke der Strandfuhrleute, welche die Ladungen der Schiffe nach dem Strande brachten, unter ihrer Aufsicht einmessen und schnitten deren Zahl auf dem beiderseitigen Kerbholz ein, damit später kein Streit wegen ihrer richtigen Ablieferung geschehen könne. Dabei herrschte ein fast beständiges Kommen und Gehen aller möglichen Personen in der Schreibstube, wie überhaupt im ganzen Hause. Oft bis weit über den „Hopfenmarkt, die halbe Cröplinerstraße entlang, hielt die Reihe der starken, alle mit vier kräftigen Pferden bespannten Kornwagen, welche das Getreide von den Rittergütern zur Stadt in die Speicher des Kaufherrn brachten. In eigengewebte Stoffe gekleidet, die Füße in Holzschuhen oder im Winter der Kälte wegen mit Stroh und alten Fellen dicht umwickelt, einen schmierigen Schafpelz über das schmutzbraune, grobe Hemd, waren die leibeigenen Knechte bei diesen Wagen gekleidet. Stattlich mit buntem Reiterwamms und hohen Reitstiefeln angethan, das Schwert an der Seite, eine derbe Hetzpeische, mit der er nur zu oft über den Rücken der Knechte hieb, wenn diese wie gar häufig in wüsten Zank und Streit mit einander gerathen waren, oder sich gar so faul und störrisch

beim Abladen der ſchweren Säcke benahmen, führte der Voigt des Gutes die Aufſicht über ſeine beladenen Wagen. Dabei knarrten und ächzten die Winden, durch welche die gefüllten Säcke in die Luken der hochgelegenen Böden des Hauſes gewunden wurden, und die rieſigen Arbeiter, die mit angeſtellt waren, ließen gar manche Flüche erſchallen. Und nun gar, wenn die Strandfuhrleute mit ihren eiſenbeſchlagenen, ſchwer raſſelnden Wagen, die ſtets von zwei mächtigen Hengſten gezogen wurden, die Ladungen abholten, um ſie auf die Schiffe im Hafen zu bringen, war gewöhnlich ein noch weit größeres Gelärm und Wirthſchaften in und vor dem Hauſe.

Auf der mit bunten Ziegelſteinen ausgelegten weiten und hohen Hausflur, deren Räume jedoch häufig durch die vielen Säcke und Proben, die dort umherſtanden, arg verkleinert wurden, herrſchte ebenfalls den ganzen Tag über ein reges Leben, und Menſchen aller möglichen Stände, die ein Geſchäft in der Schreibſtube oder ſonſt in den Wirthſchaftsräumen des Hauſes hatten, kamen und gingen unaufhörlich aus und ein. Stand daher doch die aus maſſivem Eichenholz reich geſchnitzte, mit ſchweren eiſernen Stangen und Ketten

wohlverſehene hohe Hausthür den ganzen Tag bis zur einbrechenden Dunkelheit, wo ſie auf das Feſteſte verriegelt wurde, weit offen, da es doch nicht der Mühe verlohnt haben würde, ſie erſt zu ſchließen. Voigte und Statthalter von den Gütern, die Kornproben brachten oder Geldſäcke für abgelieferte Fuhren wieder abholten, Makler, welche irgend ein vortheilhaftes Geſchäft antragen wollten, Strandfuhrleute und Auflader, die in der Schreibſtube etwas zu berichten hatten, dann die Schiffer der ein- und ausſegelnden Schiffe, die dem Kaufherrn Wulf entweder ſelbſt gehörten, oder doch ſeine Ladungen mitgenommen hatten, oder die gar vielen verſchiedenen Handwerker aller Art, die für ihn thätig waren, kurz alle ſolche und viele andere Menſchen nahmen hier ihren Ein- und Ausgang. Dazu die zahlreichen Dienſtboten des großen Hausſtandes und die vielen Perſonen, welche die Lebensmittel für die geräumige, im Hinterhauſe gelegene Küche brachten. Nach damaliger Sitte hatten alle Kaufmannsgeſellen, dann die vier reiſigen Knechte, welche das Haus hüteten und die Aufwartung der Reitpferde beſorgten und das ſonſtige Dienſtgeſinde Koſt und Wohnung im Hauſe des

Dienſtherrn und ſo aßen, ſtreng nach dem verſchiedenen Rang, den ſie einnahmen, an einzelnen Tiſchen geſondert, immerhin täglich an 20—25 Menſchen hier im Hauſe. Und mit welchem ſo recht kräftigen Appetit waren alle dieſe Leute geſegnet! Frau Barbara, die ehrſame Wittfrau eines im Dienſt des Kaufherrn zur See verunglückten Schiffers, welche die Stelle der Wirthſchafterin und Beſchließerin verſah, da die Ehegattin von Niclas Wulf eines ſchweren, körperlichen Gebreſtes wegen, dem Hausſtande lange nicht mehr vorgeſtanden hatte, und überhaupt ſich bald dem Grabe näherte, ſeine einzige Tochter Anna aber noch zu unerfahren ſich zeigte, hatte daher ein ziemlich ſchweres Amt zu verwalten. Nun, Frau Barbara war ſchon eine Perſon, um ſolches zur Genüge zu verſehen und wirthſchaftete mit ihrem mächtigen Schlüſſelbunde am Gürtel ſo energiſch umher und ließ ihre kräftige Baßſtimme ſo laut durch alle Räume, in denen ſie hauſ'te, erſchallen, daß alle ihr beſonders untergebenen Dienſtboten keinen geringen Reſpekt vor der geſtrengen Beſchließerin zeigten.

Möglichſt entlegen von dem ſteten Gelärme und Getreibe auf der Hausflur und in der vorderen

Schreibſtube, lag im Hinterflügel des Hauſes, mit der Ausſicht auf den kleinen Haus- und Ziergarten, die eigentliche Arbeitsſtube des Hausherrn ſelbſt. Es war dies gleichſam eine Art Heiligthum für die in Geſchäften mit dem Kaufhauſe verkehrenden Perſonen, die zu betreten erſt nach beſonders dazu erlangter Genehmigung geſtattet ward.

Das Gemach ſelbſt war nicht übermäßig groß und empfing ſein Licht durch ein einziges, ſehr breites nnd hohes Rundbogenfenſter mit kleinen halbgrünen, in Blei gefaßten Fenſterſcheiben. Die Wände und auch die gewölbte Decke waren geweißt, doch zog ſich an Erſteren eine kunſtvoll gearbeitete Vertäfelung von glänzend gebeiztem, hübſch geflammten Eichenholz bis faſt zur Manneshöhe hinauf. Einige Lehnſeſſel, derb aus Eichenholz geſchnitzt, deren Sitze jedoch durch darüber gelegte ſchwarze Bärenfelle weicher und behaglicher gemacht waren, und ein mächtiger Schreibtiſch mit verſchiedenen Aufſätzen und Fächern, ein wahres Meiſterſtück der damaligen Schreinerkunſt in Deutſchland, füllten den größten Theil des Gemaches aus. An der einen Wand hing ein kunſtvoll aus Elfenbein und Ebenholz geſchnitztes Crucifix, eine koſtbare Ar-

beit der italieniſchen Bildſchnitzerei, hinter dem einige geweihte Palmenblätter geſteckt waren, während gleich an der Eingangsthür ein reich aus Silber getriebenes Gefäß für das Weihwaſſer in die Augen fiel und verkündete, daß der Beſitzer dieſes Zimmers zu den beſonders gläubigen Anhängern der katholiſchen Kirche gehöre. Eine Art Land- und Seekarte, freilich nach jetzigen Begriffen höchſt unvollkommen, hing an der breiten Hinterwand über dem Arbeitstiſch und diente dem Kaufherrn öfters dazu, den Lauf ſeiner Handelsfahrzeuge zu verfolgen. Eine ſchwere eiſerne Spinde in der Ecke, die im Nothfall in eine tief in das Fundament des Hauſes eingebrochene Höhlung eingeſchoben werden konnte, war zur Aufnahme der Gelder, die nicht zur täglichen Kaſſe gehörten, und ſonſtiger Koſtbarkeiten beſtimmt. Daß Herr Niclas Wulf viel mit dem höchſten Norden in Handelsverbindungen ſtehen müſſe, zeigten einige mächtige Felle von rieſigen Eisbären, die kunſtvoll gegerbt vor allen Stühlen lagen, um gegen die Kälte des gepflaſterten Fußbodens beſſer zu ſchützen. In dieſem ſeinem vertrauten Arbeitszimmer empfing der reiche und angeſehene Kaufherr nur beſonders geſchätzte oder einflußreiche Per-

ſonen unangemeldet, und es bedurfte bei Anderen ſtets einer vorherigen Anfrage, ob ſie dort wohl eintreten könnten. Nur die vornehmen Ritter von den Rittergütern, wenn ſie perſönlich nach Roſtock kamen, um den Getreideertrag ihrer Güter zu verkaufen, oder andere größere Kaufherren, mit denen er in Geſchäftsverbindung ſtand, oder Mitglieder des Rathes und der angeſehenſten Geſchlechter, häufig auch wohl einige beſonders hochſtehende Geiſtliche hatten hier ihren Eintritt; alle Andern mußten ihre Geſchäfte in der vorderen Schreibſtube, wo der alte Obergeſelle Maßmann, ein vertrauter Diener des Hauſes, eine ziemlich unumſchränkte Oberleitung führte, abmachen. Es galt ſchon für einen beſonderen Beweis von Auszeichnung und Vertrauen, wenn Herr Wulf etwa einem alten erfahrenen Schiffer, oder bedeutenden Makler, oder dem Voigt eines Rittergutes, mit dem er viele Geſchäfte machte, geſtattete, in ſeine eigene Arbeitsſtube zu kommen. War der Handelsherr doch überhaupt ein gar ſtrenger, überaus zu Förmlichkeiten geneigter Mann, der zwar gerecht und ehrlich gegen Alle handelte, es aber faſt gar nicht liebte, daß Perſonen ſich über ihren Stand erhoben oder nun gar

ihm den hohen Reſpekt, auf den er unweigerlich hielt, auch nur im Allermindeſten beeinträchtigen wollten.

An dem heutigen Novembertage, demſelben, an welchem Joachim Slüter Roſtock verlaſſen hatte, ſaß der Handelsherr in ziemlich mißmüthiger Stimmung auf ſeinem Stuhle. Da die Kälte ſchon recht empfindlich zu werden anfing, ſo brannte ein helllohendes Feuer von mächtigen Buchenſcheiten in dem großen, von grünglaſirten, mit verſchiedenen bibliſchen Figuren verzierten Kacheln aufgemauerten Ofen, und der Alte hatte außerdem noch ſeine weite Schaube von ſchwarzem Tuch mit Marderfell verbrämt, enger um den hagern, fröſtelnden Leib gezogen. Gar mannigfache üble Nachrichten waren in den letzten Tagen bei ihm eingetroffen, die gerade nicht dazu dienen konnten, ſeine ohnehin ſchon immer mehr zum Ernſt geneigte Stimmung zu erheitern. Sein Beitritt zu der Verſammlung der eifrigen Papiſten an jenem Frühlingsabend im Kloſter der Dominikaner zu St. Johannis hatte ihm ſeitdem gar manche Verdrießlichkeiten aller Art bereitet. Er hatte ſeinen Schiffer Bradhering zu ſich kommen laſſen, ihn ohne Weiteres gefragt: ob er der neuen Lehre zugethan ſei? und als

dieſer ſolche mit der Gradheit eines alten Seemannes bejahte, ihn auf der Stelle höchſt unfreundlich aus ſeinem Dienſt entlaſſen. Aber mit dem neuen Schiffer, den der Pater Rothſtein als einen beſonders eifrigen Papiſten ihm empfohlen hatte, war er hinſichtlich deſſen ſeemänniſcher Tüchtigkeit doch noch gar nicht ſo recht zufrieden, und das ihm zur Führung anvertraute Schiff kam ſeitdem aus der Haverie nicht mehr heraus. Auch mit dem Schiffszimmermeiſter Willgaß hatte er kurzweg und ohne Schleicherei, wie ſolche ſeinem geraden Charakter überhaupt zuwider war, alle Geſchäftsverbindungen abgebrochen und ein neues Fahrzeug auf der Werfte eines anderen Schiffbauers, der gewiß keine Meſſe verſäumte, zum Bau gegeben. Bei einer neulichen Revidirung mußte er ſich aber zu ſeinem Verdruß leider überzeugen, daß der Bau bisher äußerſt nachläſſig betrieben wurde und ſelbſt Eichenholz, das ſchon deutliche Spuren der Rothfäule zeigte, mit zur Benutzung gekommen ſei. Mit Recht hierüber erzürnt, hatte er die ganze Beſtellung zurückgezogen, und war deshalb von dem Schiffsbaumeiſter beim hochlöblichen „Gewettgericht“ eine Klage gegen ihn ihn angeſtrengt worden, ein

Fall, der ihn um ſo mehr verdroß, da er mit vollem Recht ſtolz darauf ſein konnte, daß während ſeiner bisherigen langjährigen Handelsthätigkeit noch niemals auch nur die allermindeſte Klage von einem Handelsherrn oder nun gar Untergebenen gegen ihn eingeleitet war. Auch mit dem neuen Hufſchmied, den er ſtatt des alten Roloff, der ſich ohne Scheu ſeiner lutheriſchen Geſſnnung gegen ihn gerühmt, jetzt angenommen hatte, konnte er nicht zufrieden ſein, und erſt am geſtrigen Tage hatte ihm ſein alter Reitknecht gemeldet, daß ſein Leibrößlein, deſſen er ſich nun ſchon über zehn Jahre zu ſeinen täglichen Spazierritten bedient, arg im Hufe vernagelt ſei. Auch ſonſt machte es ihm argen Verdruß, daß er häufig viele gute Arbeiter ihres lutheriſchen Glaubens wegen entlaſſen mußte, um Andere, die ſich durch ihren Eifer für den Katholicismus auszeichneten, dafür anzunehmen. Auch ſein Obergeſelle und vieljähriger Chef ſeiner Schreibſtube, Maßmann, klagte ſehr über dieſe Veränderungen, und die Bodenmeiſter und Aufſeher in den Speichern waren mit den neuerdings engagirten Leuten mitunter gar nicht mehr ſo zufrieden, als mit den früheren, oft ſchon langjährig bewährten, die nun

wegen ihres Glaubens fortgeſchickt wurden. Und trotz dieſer eiſernen Conſequenz, mit welcher er es durchſetzen wollte, keine der lutheriſchen Lehre zugeneigten Arbeiter in ſeinen weitläuftigen Geſchäften anzuſtellen, vermochte Herr Niclas Wulf doch nicht, deren Verbreitung zu verhindern. Hatte er erſt doch vor einigen Wochen erleben müſſen, daß ein junger Kaufmannsgeſelle in ſeinem eigenen Hauſe, der ſogar bei ihm gelernt und ſonſt ſtets ſeine Zufriedenheit erworben hatte, es ſich herausgenommen, ohne Schaam und Scheu zu erklären, er halte die Meſſe in lateiniſcher Sprache für eine leere, bedeutungsloſe Ceremonie, und eine deutſche Predigt von Joachim Slüter ſei ihm ungleich lieber als jeglicher andere Gottesdienſt. Ohne Weiteres hatte er deshalb freilich den vorlauten Burſchen aus dem Hauſe gejagt.

Aber auch aus der Ferne lauteten manche Nachrichten, welche er erhielt, gar nicht erfreulich. So lag ein großes Schreiben von Drontheim von ſeinem dortigen altbewährten Geſchäftsfreund vor ihm, welches meldete, daß zwar das Schiff „der Greif von Roſtock“ unter der Führung ſeines eigenen Sohnes Hinrich nach langer Reiſe und vielen Stürmen endlich

dort im Hafen angekommen ſei, der Schiffer ſelbſt aber in einem blutigen Gefecht mit Seeräubern eine böſe Wunde in der Bruſt erhalten habe, und auch ſein Fahrzeug dabei ſo übel zugerichtet ſei, daß es einer langwierigen Reparatur bedürfe. Nur ſein feuriger Muth und ſein Drang, einem von den Seeräubern angegriffenen lübiſchen Schiffe Hülfe zu bringen, hatten den Schiffer Hinrich Wulf freiwillig in dieſe Gefahr gebracht und ihm die ſchweren Verletzungen zugezogen, ſonſt hätte er ſich bei der großen Entfernung, in welcher er anfänglich mit ſeinem Fahrzeuge von dem Kampfe ſich befand, leicht durch ein ſchnelles Fortſegeln retten können. Zwar freute es den alten Kaufherrn in mancher Hinſicht recht ſehr, daß ſein Sohn ſich jetzt abermals als ein ſo kühner Seemann bewieſen und ein lübiſches Schiff vor dieſen frechen Seeräubern gerettet hatte; in anderer Beziehung aber war er über deſſen Verwundung und die Beſchädigung der Galeaſſe ſelbſt, zu deren Wiederherſtellung im günſtigſten Falle mehrere Monate vergingen, nicht wenig erzürnt.

Auch außerdem war noch in ſeinem eigenen Hauſe manches vorgefallen, was ihn in eine äußerſt ärger-

liche Stimmung verſetzte. Seine einzige Tochter Anna, ein hübſches, friſches Mädchen von neunzehn Jahren, die ſtets durch ihre Anmuth die Blicke Aller auf ſich zog, wenn ſie allmorgendlich mit ſittſamen Schritten, die Augen züchtig zu Boden geſenkt, wie es der damalige Gebrauch jedem Mädchen höherer Stände, ſobald ſie allein auf öffentlicher Straße erſchien, vorſchrieb, die Meſſe in der Kirche zu St. Marien beſuchte, ſchien ſeit einigen Monaten von einem tiefen Herzeleid befallen zu ſein. Ihre blühende Geſichtsfarbe ward bleicher und immer bleicher, ihr ſonſt ſo fröhlich in die Welt blickendes Auge erhielt einen matteren Glanz und ihr lieblicher Geſang zur Laute, mit dem ſie dem Vater ſonſt unaufgefordert des Abends einige geſchäftsfreie Stunden ſo ſehr verkürzt hatte, ſchien faſt gänzlich zu verſtummen. Kam der Alte jetzt in das mit aller Pracht der damaligen Zeit, wie es nur ein ſo reicher Kaufherr zu haben vermochte, eingerichtete Kloſet der Tochter, mit den kunſtvoll gemalten Glasſcheiben im Erkerfenſter, ſo traf er das früher ſo heitere Mädchen faſt immer in trübe Gedanken verſunken da ſitzen, ja es wollte ihm ſogar mitunter ſcheinen, als ob ſie ſchnell einige heimliche

Thränen aus ihrem Geſichte zu wiſchen verſuchte. Zwar leugnete Annchen jeden Kummer und Sorge, und griff auch wohl, um den Vater zu erfreuen, gewohnter Weiſe zur Laute. Die Lieder aber, die ſie dazu anſtimmte, klangen in der Regel ſo trübſelig und ihr Inhalt war ein ſo trauriger, daß Herr Niclas alles Andere mehr als Vergnügen und Erheiterung davon hatte und ſie gewöhnlich bald ſelbſt bitten mußte, nur damit aufzuhören. Scherze und Lachen hatte man aber von dem blonden Annchen ſeit Monaten nicht mehr gehört. Freilich hatte der beſorgte Vater Alles gethan, um dieſe ihm unerklärliche Schwermuth bei der geliebten Tochter, die ſein beſonderer Liebling war, zu heben, allein bisher waren alle Verſuche ganz vergeblich geweſen. Der Hausarzt des Wulf'ſchen Hauſes, der gelehrte Doctor Honorius Wallmann, der ſelbſt auf der berühmten Hochſchule zu Pavia in Welſchland die edle Arzneikunſt gründlich ſtudirt hatte und faſt für einen Mann galt, der einen Todten wieder zum Leben erwecken könne, war vielfach deshalb zu Rathe gezogen worden. Anfänglich erklärte er, das Uebel der Jungfrau Anna komme von verdicktem Geblüte her, und ſo hatte er ihr wie-

derholt eine Ader ſchlagen laſſen, was das arme Mädchen auch geduldig ausgehalten, und ihr noch manche andere draſtiſche Mittel, wie ſolche die damalige Medizin ſo gern anwandte, verordnet. Doch Alles war vergeblich, und auch die täglichen lauwarmen Bäder und das Glas mit ſpaniſchem Süßwein, was er ſpäter verſchrieb, wollten nicht das Mindeſte helfen. Um ihr Gemüth auch aufzuheitern und zu erfreuen, ſparte aber der beſorgte Vater weder Geld noch ſonſtige Mittel. Er hatte der Tochter ein Gewand von ſo ſchwerem genueſiſchen Sammet, wie ſolchen die Frau Herzogin im Schloſſe zu Güſtrow gewiß nicht ſo theuer beſaß, kommen laſſen, und der beſte Gewandſchneider der Stadt durfte weder purpurne Puffen noch goldenen Brokat bei deſſen Anfertigung ſparen. Dies ſchwarze Sammetkleid ſtand dem ſchlanken Wuchs des Mädchens vortrefflich, und „Gold-Annchen", wie ſie allgemein wegen des goldigen Scheines ihres dichten blonden Haares in der Stadt genannt wurde, ſah darin ſo ſchön aus, daß alle Leute auf der Straße ſtehen blieben, um ihr bewundernd mit langem Halſe nachzuſchauen, allein ihr Gemüth ward dadurch nicht wieder zu der früheren Fröhlichkeit zurückgeführt. Da

der Arzt gemeint hatte, viele Bewegung in frischer Luft würde der Jungfrau wohlthun, so kaufte ihr der Vater ein milchweißes Rößlein mit Sattel und Zaumzeug von Purpursammet, wie solches keine Edelfrau im ganzen mecklenburgischen Lande stattlicher besaß und sie mußte nun fast alltäglich in seiner Begleitung einen weiten Spazierritt durch die Rostocker Stadtflur, der sich oft bis nach Bramow oder sogar noch weiter erstreckte, unternehmen, wobei zwei reisige Knechte mit Wehr und Waffen, zur Erhöhung des Ansehens wie auch zur Sicherheit, auf ihren Rossen nachfolgten. Zwar röthete sich bei diesen Ritten wohl etwas der Jungfrau bleiches Angesicht und ihr Auge strahlte lebendiger, wenn sie ihr Roß im raschen Galopp durch die Felder trug, allein saß sie daheim wieder in ihrem traulichen, behaglichen Kloset, so kehrte der frühere Trübsinn nur zu bald bei ihr zurück. Um sie auch dort mehr zu zerstreuen, hatte ihr der zärtlich sorgende Vater einen goldgelben Kanarienvogel, wie solche von einzelnen spanischen Händlern als größte Seltenheit damals schon in Hamburg feilgeboten wurden, für theures Geld kommen lassen, damit dessen lieblicher Gesang ihr Herz erfreuen solle, aber

auch dieſes Mittel wollte nicht recht helfen. Da verzweifelte wohl mitunter faſt der alte Herr Niclas, daß ſein Gold-Annchen, der erklärte Liebling unter ſeinen Kindern, ihm von einem faſt unheilbaren Trübſinn befallen ſei, und ſeine ohnehin in letzter Zeit nur zu finſtere Laune ward wahrlich dadurch nicht freundlicher geſtimmt. Und doch war der Grund von Annchens Gemüthsleiden ein ſolcher, daß weder die Aderläſſe und Bäder des gelehrten Doctors, noch die anderen Mittel des ſorgenden Vaters dagegen nur die allergeringſte Hülfe zu bringen vermochten.

Am erſten Auguſt dieſes Jahres waren nämlich die Stände des Herzogthums Mecklenburg in feierlicher Berathung zu Roſtock beiſammen geweſen, um einen gemeinſchaftlichen Beſchluß zu faſſen, wie dem drohenden Uebel einer Theilung des Landes vorzubeugen ſei. Die beiden Brüder Herzog Albrecht und Herzog Heinrich, welche nach väterlichem Beſchluß gemeinſam das Herzogthum Mecklenburg regieren ſollten, lebten leider gar nicht in brüderlicher Eintracht miteinander, ſondern waren von Haß und Zwietracht nur zu oft ergriffen. Beſonders der ehrgeizige und verſchwenderiſche Herzog Albrecht wollte wo möglich

ungehindert mit dem von ihm gewünschten Landestheil schalten und walten können und suchte daher die Theilung auf jegliche Weise zu betreiben. Selbst die so weite, überaus kostspielige und gefährliche Reise bis nach Spanien scheute er zu diesem Zwecke nicht, um den dort residirenden Kaiser von Deutschland Carl V. für diese Theilung zu interessiren und ihn zu bewegen, daß er sein kaiserliches Ansehen für ihren Zweck benutzen möge. Als Dank dafür versprach Herzog Albrecht dem Kaiser Carl, daß er das Eindringen der ketzerischen Lehre Luthers in sein Land auf alle Weise verhindern wolle, und gab ihm in leichtsinnig vermessener Laune sein fürstliches Versprechen, daß ein von ihm regiertes Herzogthum Mecklenburg bis auf die fernsten Zeiten der römisch-katholischen Kirche treu und ergeben bleiben solle.

Im Gegensatz zu seinem übermüthigen und leichtfertigen Bruder Albrecht suchte Herzog Heinrich die Lehre Luthers im Geheimen zu fördern und zu schützen, so viel dies nur in seinen Kräften stand, wenn er auch bisher vermieden hatte, sich öffentlich zu ihr zu bekennen.

Um diese drohende Zerreißung Mecklenburgs in

zwei Theile, wenn irgend möglich, zu verhindern, waren daher die Landstände am ersten Auguſt in Roſtock zuſammengekommen und hatten dort die ſogenannte „Große Union“ geſtiftet. Ein buntes, bewegtes Treiben hatte in dieſen Tagen auf den Plätzen und in allen Straßen der Stadt geherrſcht, als alle die wehrhaften Ritter auf ſtattlichen Roſſen, gefolgt von reiſigen Knechten, durch die gewölbten Thore eingeritten waren. Selbſt der heftige Hader und Zank, der, wie wir vorhin ſchon geſchildert, zwiſchen der Slüter'ſchen und der ſtreng papiſtiſchen Partei herrſchte, war während der wenigen Wochen, daß dieſe Zuſammenkunft dauerte, ganz in den Hintergrund zurückgedrängt worden.

Herr Niclas Wulf war ein viel zu angeſehener Kaufherr und ſtand beſonders auch in zu eng verzweigten Geſchäftsverbindungen mit einem großen Theile der Ritterſchaft im öſtlichen Theile Mecklenburgs, als daß er jetzt nicht ſehr viel mit dieſen zur Stadt gekommenen Rittern verkehrt hätte. Zwar ſonderten ſich im Allgemeinen die auf ihren Rittergütern erbangeſeſſenen Ritter Mecklenburgs von den Geſchlechtern und Patrizierfamilien der bedeutendſten

Hanſeſtädte ziemlich merklich ab und wollten ſich ſtolzer und vornehmer als letztere dünken, was dieſe freilich im Gefühl ihres größeren Reichthums und ihrer vermehrten Bildung — ſoweit überhaupt von einer ſolchen damals die Rede ſein konnte — mit vollem Rechte nicht anerkennen wollten, allein die Stellung des alten Herrn Wulf war der Art, daß er bei beiden Parteien doch eine ſehr geachtete Perſönlichkeit war. Mußte er doch manchen Rittern oft ziemlich große Vorſchüſſe machen und Viele, die äußerlich noch ſo ſtolz und prunkvoll auftraten, ſtanden im Geheimen nur zu tief in ſeinen Schuldbüchern verzeichnet. So war denn auch während dieſer Zuſammenkunft der Landſtände in Roſtock ſein Haus gar nicht leer geworden von den Beſuchen der verſchiedenſten Ritter, die theils aus alter langbewährter Freundſchaft, theils aber auch, um ſich Rath für mancherlei Fälle zu holen, mitunter freilich aber auch um Geld von dem reichen Handelsherrn zu borgen, zu ihm kamen. Die Prunkgemächer in dem erſten Stockwerk, mit den zierlichen Holzſchnitzereien und den mit gepreßtem Leder bekleideten Wänden, waren faſt den ganzen Tag mit dieſen ſtattlichen Gäſten angefüllt, und da nach der

ſo überaus gaſtlichen Sitte jener Zeit kein Gaſt das Haus verlaſſen durfte, ohne einen Imbiß zu ſich genommen zu haben, ſo blieben die ſilbernen Pokale und Humpen auf dem mächtigen Kredenztiſch von geſchnitztem Eichenholz faſt ſtets in Thätigkeit, und der alte Diener des Hauſes, der das zu jener Zeit ſo wichtige Amt des Kellermeiſters bekleidete, mußte gar manche ſchwere Schleifkanne voll des beſten Weines aus dem Keller heraufſchleppen. Herr Niclas Wulf freute ſich dieſes zahlreichen Beſuches gar ſehr und je mehr edle Ritter zu ihm kamen, und je länger ſie verweilten und in ſeinen beſten Weinen zechten, deſto erwünſchter galt es ihm. Zuerſt ſchmeichelte es ſeinem nicht geringen Stolz ganz bedeutend, daß vorzugsweiſe zu ihm in der ganzen Stadt die meiſten vornehmen Herren kamen und mit ihm auf die freundſchaftlichſte Art verkehrten, dann aber auch konnten dieſe Beſuche ſeinen Handelsverbindungen nur vortheilhaft ſein. Beim Klang der Becher ſchloß er manches gute Geſchäft ab, und es gab nicht wenige Ritter, die ihm jetzt ſchon bei ihrem Beſuche den Betrag ihrer ganzen diesjährigen Ernte im Voraus verkauf-

ten, um ſo das Geld zu einem recht prunkvollen Auftreten zu bekommen.

Unter den Rittern und Junkern, die jetzt in hellen Haufen mit dem Gefolge ihrer reiſigen Knechte in die Stadt eingeritten waren, befand ſich auch ein Junker aus dem damals in Mecklenburg ſehr angeſehenen ritterlichen Geſchlechte der von Rühlfeind auf Roggenthin. Es war ein gar hübſcher, ſchlanker Mann, der ungefähr achtundzwanzig Jahre alt ſein mochte, ſtattlich von Gliedern und geſchmeidig in ſeinen Umgangsformen. Wenn er in ſilberhellem Harniſch, auf dem Haupte den Helm mit zwei Federn in den von Rühlfeind'ſchen Wappenfarben, das lange ſchwere Ritterſchwert klirrend an der Seite, auf ſeinem edlen Streithengſt mit den langwallenden Mähnen durch die Straßen courbettirte, da ſchaute manche ſchöne junge Maid aus ihrem Erkerfenſter ihm mit verlangenden Blicken nach. Und auf dem erſten Tanzfeſt der Geſchlechter, wo er in engen rothen Strumpfhoſen, oben an der Hüfte mit ſchwarzem Sammet aufgepufft, hohen Schnabelſchuhen von bunt ausgenähtem Corduansleder, nach ſpaniſcher vornehmer Mode ein kurzes Mäntelchen von ſchwarzem Sammet mit feuerrothem Seidenfutter

über der Schulter, einen zierlichen Stoßdegen mit rother Lederscheide an der Seite, die langen Locken weit bis über den Nacken fallend, erschien, war er entschieden der Gewandteste und Galanteste aller Junker gewesen. Besonders als er Gold-Annchen, die an dem Abend in silbernem Brokatgewand, die reichen goldblonden Locken über den schneeigen Hals fallend, entzückend schön aussah, zum Tanze führte, hatten Alle mit bewundernden Blicken dem Paare zugesehen. Selbst der Neid hatte verstummen müssen und einstimmig war das Urtheil gewesen, daß ein so schönes stattliches Tänzerpaar noch von Niemandem in der guten alten Stadt Rostock gesehen worden sei, obgleich deren Jungfrauen sich zu allen Zeiten mit vollem Rechte des Rufes, hinsichtlich ihrer äußeren Reize von der Natur sehr freigebig ausgestattet zu sein, zu erfreuen hatten. Außer diesen körperlichen Vorzügen und einer großen geistigen Gewandtheit und unläugbaren Tapferkeit war sonst freilich an dem Junker Curt von Rühlfeind nicht allzu viel zu loben. Er war von früher Jugend an eines sehr unstäten Geistes gewesen, hatte sein väterliches Erbtheil bald verschwendet, so daß er das von ihm verschuldete Gut Roggen-

hin bald an einen Lehnsvetter abtreten mußte, und nahm dann, so viel er nur konnte, an allen möglichen fremden Raufhändeln thätigen Antheil. In den letzten Jahren hatte er längere Zeit an dem Hofe des ehrgeizigen und tyranniſchen Königs Chriſtian II. von Dänemark gelebt und in deſſen vielfachen Händeln mitgefochten, dabei aber freilich Manches gelernt, was ſeiner Moralität gerade nicht zum Vortheil gereichen konnte. Da nun ſein väterliches Erbtheil längſt vergeudet war, lebte er, wie dies damals ſo Viele ſeines Gleichen thaten, ſo ziemlich von ſeinem Degen und ſuchte ſich Sold und Beute in allen möglichen Kriegshändeln und Raufereien, an denen es in jener wilden Zeit niemals fehlte, zu erwerben. Hatte doch der alte Herr Niclas Wulf, ſo ungern der auch ſonſt einem Gebürtigen aus dem mecklenburgiſchen Adel ein Darlehn verweigerte, dem Junker Curt von Rühlfeind mit aller Entſchiedenheit eine nachgeſuchte Anleihe von hundert Goldgulden abgeſchlagen, obgleich dieſer ihm ein werthvolles Fauſtpfand, in einem ſehr koſtbaren Goldring mit blitzenden Edelſteinen, ein Beuteſtück aus einem däniſchen Raufhandel, dafür zur Sicherheit ſetzen wollte. Er wußte, daß der Junker den

Ring doch nicht würde wieder einlöſen können, da noch gar manche uneingelöſte Schuldſcheine von ihm ſich in den Händen der Geldmäkler befanden, und ſo widerſtrebte dies ganze Geſchäft ſeinem Sinn. Aeußerlich mit glatten Worten, in ſeinem Innern aber Groll und Haß über dieſen Abſchlag brütend, verließ Junker Curt das Gemach des Kaufherrn, und hätte dieſer die zornigen Verwünſchungen gegen ihn, die der Weggehende halblaut murmelte, gehört, ſchwerlich würde er ſeiner Tochter Annchen es geſtattet haben, noch fernerhin häufig mit ſolchem heimlichen Feind auf den verſchiedenen Tanzfeſten der Geſchlechter zu verkehren. Der Verſatz des Ringes bei einem anderen, minder gewiſſenhaften Kaufherrn, wie auch ſonſtiger Gewinn beim Würfel- oder Brettſpiel verſchafften dem Junker von Rühlfeind die Mittel, während ſeines ganzen Verweilens in Roſtock mit einer Pracht aufzutreten, daß er ſelbſt manche andere, als reich bekannte erbangeſeſſene Ritter dadurch verdunkelte.

Es iſt eine alte Erfahrung und bleibt doch ein unaufgelöſtes pſychologiſches Räthſel des ja überhaupt unergründlichen weiblichen Herzens, daß ſo häufig

edle, ſittenreine, in jeder Hinſicht untadelhafte Jungfrauen ihre tiefſte Neigung Männern zuwenden, deren ganze Moralität nur zu Vieles zu wünſchen übrig läßt, ſobald dieſe nur mit einem ſchönen männlichen Aeußeren ein gewiſſes ſicheres Auftreten zu verbinden wiſſen. So war es auch hier wieder der Fall. Gold-Annchen war nicht allein äußerlich ein vollkommen ſchönes Mädchen, ſondern beſaß auch dabei einen edlen Sinn, ein weibliches Zartgefühl und die höchſte Reinheit aller Sitten, und dennoch geſchah es, daß der Junker Curt bald ihr volles Wohlgefallen erhielt und je häufiger ſie ihn ſah, immer mehr die Neigung ihres bisher von der Liebe Zaubermacht noch gänzlich unberührten Herzens gewann. Sie hörte allgemein, daß deſſen ſittlicher Ruf nur zu vielen wohlbegründeten Tadel verdiente, ja ſie empfand ſelbſt mitunter eine gewiſſe innere Scheu vor ſeinem ganzen Sein und Treiben, und dennoch wieder zog es ſie oft mit einer faſt unwiderſtehlichen Kraft in ſeine Nähe. Gar manche kecke Aeußerung aus ſeinem Munde verletzte ihr jungfräuliches Gefühl, manche Rede, die er mit ſpöttiſchem Uebermuth hinwarf, mißfiel ihr im höchſten Grade und trieb die Röthe der Schaam auf ihre

Wangen, ja es gab Augenblicke, wo sie sich mit tiefem inneren Schmerz es selbst gestehen mußte, daß der Mann, für den sie immer heißere Gefühle zu empfinden begann, in sittlicher Hinsicht auf einer nur zu niederen Stufe stehe, sein ganzes Wesen nur ihren Unwillen erregen müsse und er durchaus nicht ihrer würdig sei. Und dennoch konnte sie nicht anders, als ihn lieben, alle ihre geistige Kraft unterlag seinem Einfluß und es war fast, als habe eine höhere böse Macht ihm die Gewalt verliehen, die er täglich in immer steigender Weise über das arme, bisher in so glücklicher Unbefangenheit lebende Mädchen zu üben begann. Der Junker war ein viel zu geübter und gewandter Kenner und Beurtheiler des weiblichen Herzens, als daß ihm die Gefühle Gold-Annchens lange hätten verborgen bleiben sollen. Es schmeichelte nicht allein seiner Eitelkeit, daß mit das schönste und liebenswürdigste, zugleich auch in jeder Hinsicht angesehenste junge Mädchen in der ganzen Stadt ihm jetzt ihre Neigung zuzuwenden anfing, sondern er hoffte auch dadurch ein Mittel zu finden, sich an dem alten Kaufherrn wegen des abgeschlagenen Darlehns rächen zu können. Konnte er doch auch vielleicht sonst

noch manchen anderen Vortheil aus dieſer Liebe der reichen Kaufherrntochter für ſich erlangen. So verſäumte er denn nichts, um ſich ſo viel als nur möglich dem ſchönen Annchen zu nähern und ihre Liebe zu gewinnen, und die vielen Feſtlichkeiten aller Art, die während der Wochen, daß die geſammte Ritterſchaft in Roſtock verſammelt war, daſelbſt ſtattfanden, begünſtigten ſeine Bemühungen ungemein. Bei den Tanzfeſten der Geſchlechter, die jetzt allwöchentlich einige Male veranſtaltet wurden, war er faſt ſtets ihr Tänzer, und die ſüßen Worte der Minne, die er dabei in die Ohren der Jungfrau zu flüſtern wußte, klangen dieſer noch lieblicher, als ſelbſt die einſchmeichelndſten Melodien, welche der kunſtfertige Meiſter der Stadtpfeifer mit allen ſeinen wohlgeübten Geſellen zu ſpielen verſtand. Gar nun aber, als auf dem Roſengarten vor dem Steinthor ein von der Ritterſchaft des Landes veranſtaltetes Turnier ſtattfand, da wußte der Junker Curt von Rühlſeind dieſe günſtige Gelegenheit gewandt zu benutzen, um ſich dem Gold-Annchen ſo vortheilhaft wie möglich zu zeigen. Unter all den geharniſchten Edelleuten, welche in die Schranken einritten, war er unbedingt die ſtattlichſte Erſchei-

nung, und gar manche ſchöne Mädchenaugen blickten auf den hübſchen Reiter mit ganz beſonderem Wohlgefallen. Wie ſtolz und in welch' edler Haltung ſaß er auch im Sattel, wie kühn und muthig blitzte ſein dunkles Auge aus dem geöffneten Viſir des Helmes hervor, und mit welcher graziöſen Leichtigkeit wußte er ſeinen wilden, ſich oft hoch aufbäumenden däniſchen Streithengſt zu regieren. Als nach beendetem Umzug die in die Schranken eingerittenen Ritter und Junker zu den im reichſten Putz auf den Tribünen in langer blühender Reihe daſitzenden Frauen hinſprengten und jeder Einzelne ſich von der Dame, die er bei dieſer Gelegenheit öffentlich beſonders hoch ehren wollte, eine Bandſchleife, die er dann an ſeinem Helme befeſtigte, erbat, da hätte ſelbſt manche ſtolze Grafentochter es nicht ungern geſehen, wenn der ſchöne Junker ſich aus ihrer Hand die Farben erbeten. In kurzem Galopp ſprengte er aber längs den Bänken, die von den Frauen und Töchtern der Ritterſchaft eingenommen waren, vorbei und manch blitzender, auffordernder Blick, der ihm von dorther zugeworfen wurde, prallte vergeblich an dem Eiſen ſeines Bruſtharniſches ab. Als er aber an den Balkon kam, den die Frauen und Töchter der

vornehmſten Geſchlechter Roſtocks einnahmen und wo Gold-Annchen im reich geſtickten Gewand von himmelblauem Sammet, das volle blonde Haar in ein künſtlich geflochtenes Netz von Silberdraht gezwängt, in lieblicher Schönheit ſaß, warf er plötzlich mit kräftiger Fauſt ſeinen Hengſt herum, daß dieſer ſich hoch aufbäumte. Und ſich tief im Sattel neigend, ſtreckte er ſeine Lanze gegen die erröthende Jungfrau und bat mit klangvoller Stimme, ſie möge ihn der Ehre würdigen, ihre Farben in dem jetzt beginnenden Kampfſpiel tragen zu dürfen. Vor Schüchternheit zitternd und doch die Bruſt von heimlichem Stolz und freudiger Luſt erfüllt, erhob Annchen ſich von ihrem Sitze, nahm eine blaue Sammetſchleife vom Buſen und ſteckte ſolche dem Junker an die hinaufgereichte Lanze, worauf dieſer ſie abnahm und mit kurzen, aber warmen Worten des Dankes vorne an ſeinem Helm befeſtigte.

Hatte Annchens Schleife ihm nun Glück gebracht, oder war ſeine Stärke und Gewandtheit im Lanzenſtechen größer, als die ſeiner Gegner, kurz, der Junker von Rühlfeind blieb der allgemeine Sieger im ganzen diesmaligen Turnier. Im erſten Anrennen

mit der Lanze hob er den Otto von der Lühe, der doch ſonſt als ein wackerer Kämpe allgemein bekannt war, gar leicht aus dem Sattel. Als nun im zweiten Gang der rieſige Henno von Baſſewitz auf ſeinem koloſſalen frieſiſchen Roß ſo gewaltig gegen ihn anſtürmte, daß deſſen ſtarke Lanze von dem kraftvollen Stoß auf den Harniſch zerſplitterte, da wankte er trotzdem nicht in ſeinem Sattel. Mit neuen Lanzen ſprengten die beiden gefährlichen Gegner nun abermals gegen einander und der von Baſſewitz, über den erſten Fehlſtoß ergrimmt, hielt den dicken eichenen Bogenſchaft mit ſeiner Bärentatze gar feſt umklammert. Allein im Augenblick des Zuſtoßens warf der Junker Curt ſein Roß mit Blitzesſchnelle etwas zur Seite, der gewaltige Stoß ging fehl, der Angreifer wankte dadurch im Gleichgewicht, und als nun Curt mit raſcher Entſchloſſenheit mit der eigenen Lanze nachſtieß, da purzelte er laut dröhnend vom Roß in den tiefen Sand des Turnierplanes. Wog doch der Ritter von Baſſewitz auch ohne Rüſtung gut und gerne ſeine zwei Centner, und ſo hatte die Erſchütterung des Falles ihn ſo betäubt, daß es geraume Zeit erforderte, bis die ſchnell herbeigeeilten Knappen die rieſige Ge-

ſtalt des Liegenden in ſeiner ſchweren Eiſenrüſtung wieder auf die Füße zu bringen vermochten.

So hatte der Junker von Rühlfeind in dieſem Lanzenſtechen die zwei beſten Kämpfer der mecklenburgiſchen Ritterſchaft vollgültig beſiegt und der erſte Preis des Sieges, eine ſilberne, kunſtvoll gearbeitete Roſe mit im Innern vergoldetem Kelch, ward ihm von den Preisrichtern einſtimmig zuerkannt. Der laute Jubel des Volkes außerhalb der Schranken des Turnierplatzes, dem es ſchmeichelte, daß ein Ritter, der ſich ſeinen Helmſchmuck von einer Jungfrau aus einem wohlangeſehenen Geſchlechte der Stadt erbeten hatte, den erſten Siegespreis gewann, miſchte ſich mit den Beifallsausrufen von den Seiten der Tribünen, die vorzugsweiſe von den Angehörigen der Roſtocker Geſchlechter beſetzt waren. Hatte doch Annchen Wulf, ſo groß auch ihre Schönheit war, kaum eine einzige Feindin und Neiderin in der ganzen Stadt, ſo ſehr wußte ihre Beſcheidenheit und ſittige Anmuth ſich die Herzen Aller zu gewinnen. Nur unter den Männern und Frauen der Ritterſchaft ſelbſt zeigte ſich jetzt einiges Mißvergnügen, denn es verdroß theils die Ritter, daß ein nicht erbangeſeſſener Junker von äußerſt zwei-

felhaftem moraliſchen Ruf, wie der Curt von Rühlſeind nun einmal war, zwei geachtete wohlbegüterte Ritter, den Henno von Baſſewitz und Otto v. d. Lühe, ſo gänzlich beſiegt hatte, theils ſchmollten auch ihre Frauen und Töchter, daß nicht eine Dame auf ihrer Seite, ſondern nur ein Stadtkind dem Sieger die Schleife gegeben hatte.

Mit feſtem, klirrendem Gang und ſtolzer Haltung ſchritt nun der Junker von Rühlſeind über den Turnierplan und betrat die Treppe, die zu dem Sitzplatz von Annchen führte. Gewandt das rechte Knie zum ritterlichen Gruß damaliger Zeit beugend, überreichte er dem aufs Neue tieferröthenden Mädchen den erſten Siegespreis des Turniers, die Roſe, und bat ſie, ſolche als ein Zeichen der Verehrung für ihre Perſon von ihm anzunehmen, ein Zeichen der Huldigung, welches noch geſtattet war. Das Schmettern der Trompeten und Poſaunen von den aufgeſtellten Geſellen des Stadtpfeifers miſchte ſich jetzt mit dem abermaligen Jubel des Volkes. Es war dies ein ſchöner und ſtolzer Augenblick in dem bisher ſo einfach verfloſſenen Leben des Mädchens, obgleich Verlegenheit und innere Scheu, nun ſo öffentlich ein Gegenſtand

der Auszeichnung zu ſein, ſie nicht recht zur unbefangenen Freude daran kommen ließen. Als nun am Abend abermals ein großes Tanzfeſt in dem auf das Glänzendſte erleuchteten Saal des Rathhauſes die Glieder der in die Stadt gekommenen Ritterſchaft mit den Männern und Frauen der erſten Roſtocker Geſchlechter vereinigte, da wich der Junker von Rühlſeind kaum von der Seite Gold-Annchens und feuriger als je klangen die Worte der Liebe, die er nur zu oft ihr mit beredter Zunge heimlich zuflüſterte. Von jenem verhängnißvollen Tage an war die frühere Unbefangenheit der ſchönen Maid nun verſchwunden und der Liebe Allgewalt, die ſo oft den Himmel ſchon auf Erden bereitet und das höchſte Glück dieſes Lebens gewährt — hingegen auch nur zu häufig das tiefſte Weh und die bitterſte Qual für den ganzen übrigen Reſt des Lebens ſchafft, Allen, die von ihr ergriffen wurden — hatte ihr jungfräuliches Herz mit voller Kraft erfüllt.

Nur zu ſchwer ſollte leider das ſo arg getäuſchte Mädchen dieſen kurzen, aber ſchönen Traum ihres Lebens büßen müſſen. Schon zwei Tage nach jenem ereignißvollen Turnier erſcholl plötzlich die Kunde,

daß der Junker von Rühlfeind ganz unerwartet beim frühſten Morgengrauen die Stadt Roſtock verlaſſen habe. Noch am Spätabend hatte ein finſterer, ſehr verdächtig ausſehender, wilder Geſelle in fremder Tracht und ſehr mit däniſchen Worten untermiſchter Mundart den Junker in ſeiner Herberge „Zum ſpaniſchen Wappen", an der Ecke des Neumarktes, wo er ſein Abſteigequartier genommen, aufgeſucht und eine lange, geheime Unterhaltung mit ihm geführt. Es ſollte ſehr heftig dabei zugegangen ſein und mehrere andere Gäſte, die in gleicher Herberge logirten, wollten gehört haben, daß der Fremde dringend und ſelbſt zornig mit däniſchen Worten gegen den Junker angeredet, dieſer aber im höchſten Unmuth geantwortet und wiederholt mit dem Fuße laut geſtampft und mit dem Schwerte geklirrt habe. Das Ergebniß der Unterredung war aber, daß mit dem kaum grauenden Tage der Junker den höchlichſt überraſchten dicken Wirth der Herberge weckte, ſeine Zeche in blanken Gulden richtig bezahlte und dann in vollſtändiger Rüſtung ſeinen Hengſt beſtieg, während ſein vertrauter Knappe, ein finſterer, maulfauler Jüte, ſich ebenfalls völlig reiſefertig auf ſeinen ſtarken Klepper ſchwang.

Mit den spöttischen Worten: „Lebt wohl, dicker Wirth, der Ihr die doppelte Kreide so gut zu führen versteht. Grüßt mir die ehrsamen Rostocker Bürger und die stolzen Mecklenburgischen Ritter und vergeßt nicht, vor Allem dem aufgeblasenen, reichen Geldsack Niclas Wulf und seinem hübschen Töchterlein Gold-Annchen meine besten Empfehlungen zu vermelden und daß ich hoffentlich über Jahr und Tag hierher zurückkehren werde," war er dann zum Cröplinerthor auf die Landstraße, die über Doberan nach Lübeck führte, fortgesprengt.

Gar vieles müßige Hin- und Hergerede gab es in den nächsten Tagen nun über diese so plötzliche Entfernung des Junkers von Rühlfeind, der sich besonders auch durch seinen Sieg beim Turnier einen so bekannten Namen in der ganzen Stadt erworben hatte. Wollten doch manche bösartige Zungen sogar behaupten, daß der Junker, über dessen leichtsinnige, verschwenderische Lebensweise immer neue ungünstige Nachrichten sich jetzt verbreiteten, ein Glied einer, besonders in Jütland und Schleswig mit großer Frechheit ihr Wesen treibenden, zahlreichen und weitverzweigten Raubritter- und Räuberbande sei und nun durch einen Sendboten wieder zu seinen Genossen zurückberufen wurde. So viel stand fest, daß der Kerl,

der dieſe Botſchaft bei ihm ausgerichtet, eine höchſt übelberüchtigte Perſönlichkeit war, der, wie mehrere Söldner der Schaarwache behaupteten, in Lübeck ſchon öffentlich am Pranger geſtanden habe. Der Kerl war aber jetzt ebenfalls ebenſo plötzlich wieder aus Roſtock verſchwunden, wie er erſchienen war.

Einen tiefen Schmerz empfand aber Aunchen, als ihr dieſe ſchnelle und jedenfalls auch verdächtige Entfernung des Mannes, dem ihr Herz mit der ganzen Kraft der erſten jungfräulichen Liebe ſich hingegeben hatte, gemeldet wurde. Sie fühlte jetzt die ſchwere, ach ſo drückende Gewißheit, daß ſie ihre volle, innige Neigung einem Unwürdigen geſchenkt habe, und doch fehlte ihr die innere Kraft, ſich vollſtändig davon loszureißen und dieſe ganze Liebe mit ihren tiefſten Wurzeln aus ihrem Herzen zu entfernen. Gar harte, innere Kämpfe mußte das arme, ſo ſchwer getäuſchte junge Mädchen jetzt erdulden und es war kein Wunder, daß die Roſen ihrer Wangen bald verbleichten, der Glanz ihres ſonſt ſo klaren Auges ſich trübte und ihr heiterer Jugendmuth einem tiefen Trübſinn wich. Und wie oft wollte ſie ſich noch ſo gerne ſelbſt dabei überreden, daß alles Ungünſtige, was ſie jetzt über den Geliebten ſo häufig hören mußte, nur au neidiſcher Verläumdung beruhe, ſein plötzliches Verſchwinden ſich bald aufklären und

er mit neuem Glanze wieder zurückkehren werde. Doch so schön dieser Hoffnungsstern ihr auch leuchtete, so gerne sie sich solchen verlockenden Bildern auch hingab, bei ruhigem Nachdenken konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß diese Illusionen nur zu schwach begründet wären und auf ihre Erfüllung nur geringe Aussicht sei.

So hatte dieser Kampf des so jung schon schwer geprüften Mädchens bereits mehrere Monate gedauert und solcher Zustand natürlich dazu beigetragen, die ohnehin schon sorgenvolle Stirn des alten Kaufherrn Niclas Wulf noch mehr zu durchfurchen. Liebte er doch sein herziges Töchterlein Gold-Annchen gleich seinem Augapfel und war sie ihm doch das Liebste unter allen seinen Kindern.

Am heutigen Morgen aber hatte der alte Wulf noch ein Schreiben erhalten, was ebenfalls dazu angethan war, die Sorge, die sein Haupt ohnehin schon jetzt mit ungewohnter Last drückte, noch mehr zu steigern. Mit wohlgesetzten, zierlichen Worten in steif geschnörkelten, großen Buchstaben auf einem allmächtigen Bogen starken, glänzenden Pergamentpapiers geschrieben und mit einem großen Abdruck seines Handwappens in purpurnem Siegelwachs verschlossen, hatte der Rathsherr Cordes bei dem Kaufherrn um die

Hand von deſſen einziger Tochter, der ehr- und lobeſamen Jungfrau Anna Wulfin, feierlich angehalten. Es war dies ein Schreiben, welches dem Vater zwar gänzlich unerwartet, dabei aber gerade nicht erfreulich kam. Wenn er auch den Rathsherrn, als den Sohn eines reich bemittelten, höchſt angeſehenen Geſchlechtes der Stadt hoch ſchätzte, ihn als einen ſehr umſichtigen, thätigen Geſchäftsmann ehrte, dem die hohe Würde eines Bürgermeiſters wahrſcheinlich nicht entgehen würde, und ſich über den Eifer, den ſolcher bei jeder Gelegenheit für den Glanz der katholiſchen Kirche und bei der Verfolgung des Ketzerthums entwickelte, freute, allein der Gedanke, ihn zum Schwiegerſohn zu haben, wollte ihm nicht im Allermindeſten gefallen. Es war doch nur zu Vieles, was ihn hiervon bedeutend abſtieß. Zuerſt gefiel ihm ein unleugbarer Hang zur Hinterliſt und Ränkeſucht und eine Vorliebe, ſeine Zwecke auf krummen Schleichwegen zu erreichen, wenn er dies auf geradem Wege nicht vermochte, durchaus nicht, und nun gar bei einem künftigen Schwiegerſohn war ihm ſolch ein Charakterzug am Wenigſten erwünſcht. Auch über deſſen Hang zur Verſchwendung und ungemeſſenen Prunkſucht, wie auch eine gewiſſe Neigung zu geiſtigen ſtarken Getränken hatte er in letzter Zeit gerade Manches vernommen, was ihn

nicht geneigt machen konnte, ſolchem Manne das Glück ſeiner Tochter anzuvertrauen. Er hielt den Rathsherrn, der ſchon ein angehender Vierziger ſein mochte, auch vielleicht zu alt und die kaum zwanzigjährige Anna wohl noch zu jung, als daß Beide zu einer Ehe paſſen könnten, und glaubte auch ſchwerlich, daß Letztere gerne zu einem ſolchen Bunde mit dieſem Manne einwilligen würde. Zwar ward nach der ſtrengen Sitte jener Zeit ein junges Mädchen ſelten allzu viel gefragt, ob ſie einen Mann, der ſie zur Ehegattin wünſche, nun auch liebe oder nicht, wenn nur ſonſt die Partie den beiderſeitigen Eltern annehmbar erſchien, allein bei ſeinem geliebten, ohnehin jetzt ſchon ſo leidenden Annchen hierin eine Ausnahme zu machen und ihr keinen Mann, den ſie nicht ſelbſt liebe und aufrichtig wünſche, zum Eheherrn aufzudringen, war der alte Kaufherr jetzt feſt entſchloſſen.

Auf der andern Seite fürchtete er, freilich wohl nicht mit Unrecht, daß es ihm manche Verdrießlichkeiten bereiten und vor Allem die Rachſucht und Feindſchaft des einflußreichen Rathsherrn Cordes zuziehen würde, wenn er dieſem einen entſchiedenen Abſchlag auf deſſen Bitte um die Hand ſeiner Tochter ertheile. Eine fortgeſetzte Reihe höchſt unerquicklicher Zwiſtigkeiten konnte leicht dadurch entſtehen und ein

nnangenehmer Bruch zwiſchen der ganzen Sippſchaft des Cordes'ſchen Geſchlechtes und der des Wulf'ſchen ausbrechen. Gerade jetzt aber, wo es beſonders galt, daß alle angeſehenen Geſchlechter der Stadt in feſtem Bunde gegen das andrängende Lutherthum zuſammenhielten, war es dem Kaufherrn doppelt unerwünſcht, mit die Veranlaſſung zu ſolchem Bruche zu geben.

So ſaß er an dem heutigen Morgen lange in ſorgenſchweren Gedanken verſunken, bis er den reiflich überlegten Entſchluß faßte, ſeiner Tochter Anna dies Schreiben vorläufig noch nicht mitzutheilen. Dem Rathsherrn aber in höflichſter Weiſe zu antworten, daß er ſich zwar durch deſſen Antrag höchſt geehrt fühle und ſolchen ſehr gerne annehme, allein de Krankheit ſeiner Tochter ihn leider nöthige, eine entſcheidende Antwort vorläufig noch nicht ertheilen zu können. Er hoffe, daß hiermit die Sache keineswegs beendet ſei, ſondern ſeine geliebte Tochter Anna bald wieder ſo weit geneſen werde, um die mancherlei Beſchwerden eines feierlichen Verſpruches tragen zu können. Ihm für ſeine Perſon ſei ein ſo angeſehener Mann, wie der Herr Rathsherr Cordes, zum Schwiegerſohn ſehr erwünſcht und wie er glaube, werde bei ſeiner Tochter auch das Gleiche der Fall ſein. So wollten ſie denn vorläufig bis auf Weiteres ihr

bisheriges gutes Einvernehmen fortbestehen lassen und besonders nach wie vor mit vereinten Kräften gegen die Ausbreitung des verruchten Ketzerthums in Rostock zu wirken suchen.

Eine schwere Last fiel förmlich dem alten Niclas Wulf vom Herzen, als er diesen Brief geschrieben und an den Herrn Rathsherrn Cordes abgesandt hatte. War doch vorläufig ein unbestimmter Zeitaufschub dadurch von ihm gewonnen worden und dies dünkte ihm unter den jetzigen Umständen schon viel zu sein. Um für die baldige Genesung der geliebten Tochter zu bitten, sandte er übrigens jetzt auf eigene Kosten einen frommen Pilger zu dem berühmten Wallfahrtsort St. Loretto im fernen Welschland und spendete auch den Kirchen zu St. Marien und St. Nicolai in Rostock bedeutende Summen zur Abhaltung feierlicher Bittprocessionen, wie ihm der Pater Rothstein noch neuerdings wieder gerathen hatte. Mußte dies doch endlich nach seiner festen Ueberzeugung helfen.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Herm[illegible] Promenade 4.

Bayerische Staatsbibliothek München

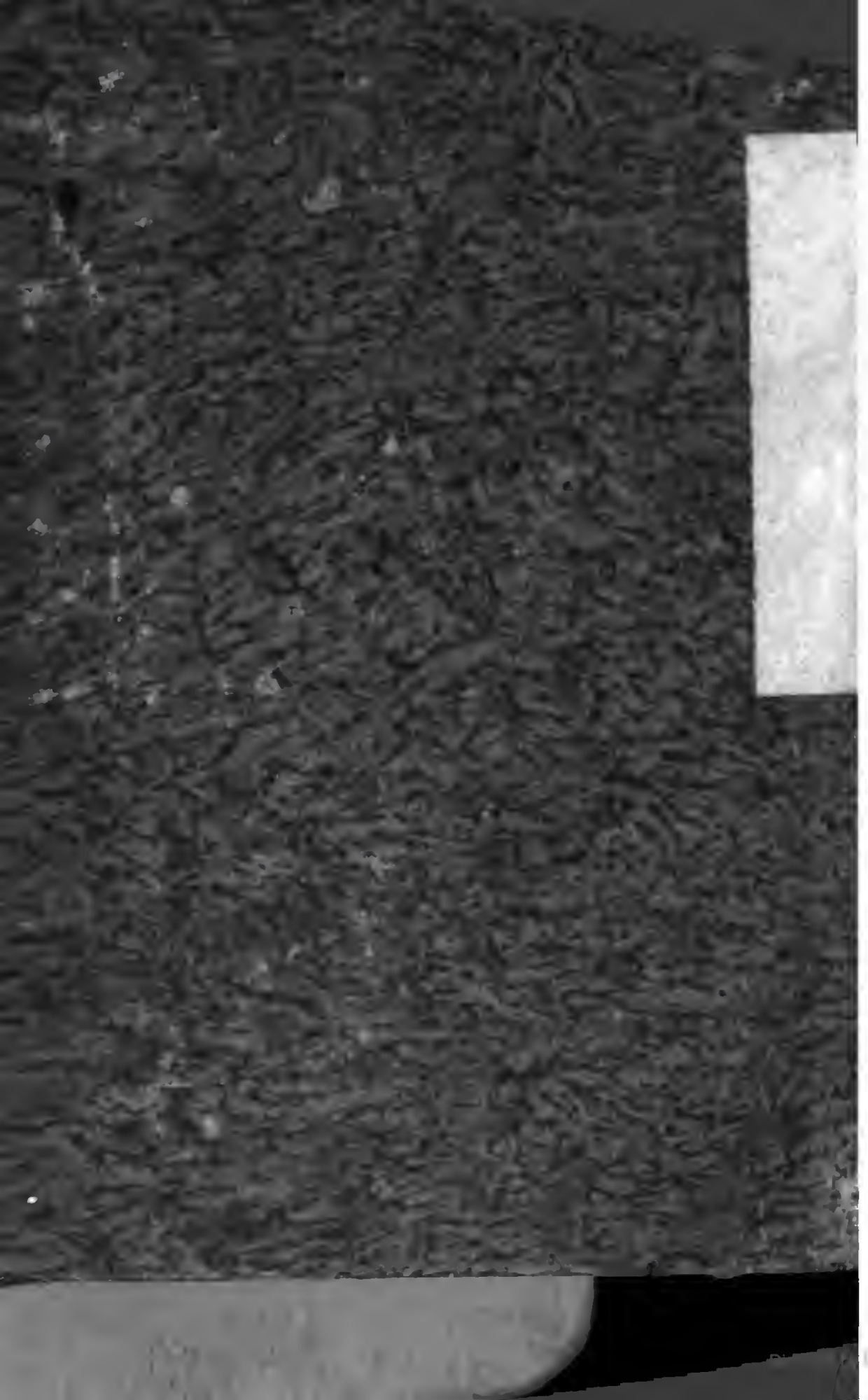
Inhalts-Verzeichniß
des ersten Bandes.

Seite

Erstes Capitel. Seemannsleben in Warnemünde im Jahre 1523 1

Zweites Capitel. Die Wahl des Magisters Joachim Slüter zum Prediger an der St. Petrikirche in Rostock 65

Drittes Capitel. Eine Berathung im Kloster der Dominikaner zu St. Johannes in Rostock zur Ausrottung des Ketzerthums in der Stadt 113

Viertes Capitel. Das Haus des Baders Peter Schmidt und seine Freunde. Die Abreise Slüters aus Rostock 155

Fünftes Capitel. Das Haus des Kaufherrn Niclas Wulf und seine Tochter Gold-Annchen 206